

Stefan Jäger

**Von Hessen und Chatten**

### **Zu diesem Buch:**

Fünfundzwanzig Geschichten aus zwölf Jahrhunderten. Mal von Ihm erzählt und mal von Ihr - aber fast immer Stimmen aus dem Volk: Von Frauen, Männern und Kindern. Von Bauern, Bürgern und Besenbindern. Von Schülern, Novizen und Zauberlehrlingen. Von Hexen, Soldaten und Revolutionären. Aber auch von Rittern, Priestern und Landgrafen. Sie alle haben ihre Geschichten, zu denen kurze Erläuterungen den historischen Hintergrund liefern.

### **Über den Autor:**

Stefan Jäger, geb. 1970 inmitten des alten Chattenlandes, hat im Piper-Verlag die historischen Romane 'Der Silberkessel' und 'Das Gold des Nordens' veröffentlicht. Mehrere Theaterstücke liegen bei verschiedenen Verlagen vor, zumeist Stücke für Familien.

Die Chatten und die Hessen verfolgen ihn bereits länger: Wie wurde Nordhessen eigentlich so, wie es heute ist?

Geschichte und Geschichten, Theaterstücke und Rätselien, Bücher und Brettspiele, Stadtführungen und Physiotherapie - das sind die Dinge, mit denen er sich gern beschäftigt.

Stefan Jäger

**Von Hessen und Chatten**  
**Historische Kurzgeschichten**



[www.jaeger-stefan.de](http://www.jaeger-stefan.de)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.

1. Auflage, Dezember 2020  
© 2020 Stefan Jäger - Alle Rechte vorbehalten.

Titelmotiv  
«Die Obernburg im Nebel» von Ulf Maurer

Herstellung und Verlag  
BoD - Books on Demand, Norderstedt

[www.jaeger-stefan.de](http://www.jaeger-stefan.de)  
[info@jaeger-stefan.de](mailto:info@jaeger-stefan.de)

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen.

## Inhalt

Vorbemerkungen	7
<b>Chattenland</b> (1. Jhd.)	9
<b>Wilfirs Wahl</b> (7. Jhd.)	24
<b>Im Winterwald</b> (8. Jhd.)	35
<b>Grenzland</b> (8. Jhd.)	51
<b>Heiligenverlegung</b> (8. Jhd.)	62
<b>Des Königs neue Kleider</b> (10. Jhd.)	80
<b>Eine einsame Entscheidung</b> (13. Jhd.)	113
<b>Windmüller</b> (14. Jhd.)	124
<b>Ammenmär</b> (15. Jhd.)	133
<b>Weibertreue</b> (15. Jhd.)	146
<b>O Hassia fortissima!</b> (15. Jhd.)	177
<b>Lehrlingsjahre</b> (16. Jhd.)	187
<b>Die Hand</b> (16. Jhd.)	197
<b>Wie haltet ihr es denn mit dem Glauben?</b> (16. Jhd.)	208
<b>Mehr Teile, weniger Ganzes</b> (16. Jhd.)	238
<b>Die Ratte im Stroh</b> (17. Jhd.)	249
<b>Sorglos</b> (17. Jhd.)	265
<b>Die Kunst des Backens</b> (17. Jhd.)	280
<b>Winterschüler</b> (18. Jhd.)	287
<b>Aus Neun mach Eins - ein Dialog</b> (19. Jhd.)	304
<b>Die Erben des großen Friederich</b> (19. Jhd.)	312
<b>Lustigk's Land</b> (19. Jhd.)	328
<b>Flucht</b> (19. Jhd.)	337
<b>Nach dem Krieg</b> (20. Jhd.)	349
<b>Die gute Stube meines Großvaters</b> (20. Jhd.)	367
Nachbemerkungen	384

*Wer nicht von dreitausend Jahren  
Sich weiß Rechenschaft zu geben,  
Bleib im Dunkel unerfahren,  
Mag von Tag zu Tage leben.*

**Goethe**

## Vorbemerkungen

Warum ähneln sich eigentlich die Wappen von Thüringen und Hessen so sehr? Wenn Hessen doch eine *Landgrafschaft* war, warum lesen wir dann mitunter vom *Kurfürstentum* Hessen oder gar *Kurhessen*? Und warum finden sich immer wieder Spuren von Mainz in unserem Land? Was hat es überhaupt mit der Bezeichnung ‚Chattengau‘ auf sich? Und warum wird Hessen manchmal in einem Atemzug mit Nassau genannt?

Kennen Sie die Antworten auf diese Fragen? Nur teilweise? Oder gar nicht? Mutet es nicht seltsam an, dass man sich in der ‚größeren‘ Geschichte, also der deutschen oder der europäischen, meist sehr viel besser auskennt als in der uns näher liegenden hessischen und vor allem der nordhessischen Geschichte?

Vielleicht kennt man das ein oder andere Ereignis daraus, vielleicht hat man auch den ein oder anderen Namen bereits gehört. Erst aber wenn man dieses Ereignis mit jenem Namen verbindet, wenn man hier noch ein wenig liest und dort noch ein bisschen recherchiert, erhält man endlich das größere Bild: Die Ereignisse und Namen machen der eigentlichen Geschichte Platz.

Und Nordhessen hat viel davon, hat eine lange und reiche Geschichte, obwohl diese oft genug zurücktritt, wenn von der Geschichte Hessens gesprochen wird: Zu dominant sind dann für gewöhnlich die Geschehnisse aus dem hessischen Süden, aus dem Rhein-Main-Gebiet und aus Frankfurt - und dabei bildeten sowohl diese Landschaft als

auch diese Stadt nur die kürzeste Zeit überhaupt ein gemeinsames ‚Staatswesen‘ mit dem hessischen Norden.

Zum besseren Verständnis der nachfolgenden Geschichten erfolgt an dieser Stelle bereits ein grober Überblick, der im Anschluss an jede Geschichte ein wenig vertieft wird:

Aus dem Kerngebiet des germanischen Chattenstammes wurde der fränkische Hessengau um die Grafschaft Gudensberg herum. Sehr bald wurde dieser auch *Niederhessen* genannt, in Abgrenzung zu *Oberhessen*. Für mehr als 100 Jahre gehörten beide zur Landgrafschaft Thüringen. Weitere 150 Jahre *nach* der Loslösung von den thüringischen Landgrafen verband der Erwerb der Grafschaft Ziegenhain die beiden Landesteile miteinander, die wir heute Nord- und Mittelhessen nennen. Zusammen bildeten sie die Landgrafschaft Hessen. Erst mit dem Erwerb der Grafschaft Katzenelnbogen kam schließlich auch Südhessen ins Spiel, allerdings nur vorübergehend, denn das Hessenland wurde bald wieder geteilt. Aus seinem nördlichen Teil, der Landgrafschaft Hessen-Kassel, wurde zur Zeit Napoleons dem Titel nach ein Kurfürstentum, Kurhessen genannt, und noch später eine preußische Provinz. Diese hieß für einige Jahrzehnte offiziell Hessen-Nassau. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg entstand aus Nord- und Südhessen das Land Hessen, wie wir es heute kennen.

Alle weiteren Informationen, die Sie benötigen, um Ordnung in dieses Durcheinander zu bringen, finden Sie in den Geschichten selbst und in den Erläuterungen dazu.



## Im Winterwald (723)

Unter den Bäumen war der Schnee weniger tief. Dem vorangehenden Mädchen reichte er aber immer noch bis zur Mitte ihrer Unterschenkel. Der Junge hinter ihr sank an manchen Stellen sogar bis zu den Knien ein, während seine Hose bis hinauf zu den Hüften feucht war. Selbst unter ihrer Fellmütze klang sein Schnaufen dem Mädchen bei jedem Schritt in den Ohren. Zwischendurch hörte sie regelmäßig, wie der Junge den Rotz hochzog, der ihm aus beiden Nasenlöchern lief.

«Winter», sagte der Junge und schnaufte schwer, «ist Mist.» Dann schniefte er.

«Ich habe mal gehört», sagte das Mädchen über die Schulter, «dass es weit im Süden ein Land geben soll, in dem es im Winter nicht schneit. Kein bisschen.»

Weil das Schnaufen des Jungen ausblieb, verhielt das Mädchen und drehte sich um.

Der Junge war stehen geblieben. «Du, Embla, das glaube ich nicht!» Er atmete durch den Mund weiter, vor dem kleine Wolken wuchsen und vergingen.

«Doch, wirklich. Aber dafür sind die Sommer so heiß, dass die Haut der Menschen verbrennt. Alle sind ganz schwarz.»

Der Junge schlug sich eine Hand vor den Mund. «Wie bei den Feuerriesen?», fragte er mit großen Augen. Es klang ein wenig undeutlich. «Dann will ich doch lieber einen kalten Winter ertragen.»

Das Mädchen nickte zustimmend und wendete sich wieder um. Schweigend mühten sich die Kinder weiter durch den Schnee, aus dem die dicken Buchenstämme wie graue Säulen aufragten. Von Zeit zu Zeit fuhren Windböen

durch die kahlen Baumkronen über ihnen. Embla, ihr Kleid mit beiden Händen leicht gerafft, hörte aufmerksam auf die Geräusche, die der Junge hinter ihr machte. Als sein Stapfen und Schnaufen wieder ausblieben, hielt sie abermals inne und blickte zurück. Der Junge stand reglos.

«Ask?»

Der Junge zog den Rotz hoch, rührte sich aber sonst nicht und starrte vor sich hin.

«Komm, Ask, wir müssen weiter.»

«Ich kann nicht mehr, Embla. Und meine Füße sind kalt.»

«Das ist nur, weil wir durch die Furt gehen mussten. Der Ohm hätte uns rüber getragen. Dabei hatten wir noch Glück, weißt du? Wenn der ganze Schnee erst geschmolzen ist, kommen wir da überhaupt nicht mehr rüber. - Komm jetzt, wir wollen nach Hause, mir ist auch kalt. Und so weit ist es gar nicht mehr. Deine Füße werden wieder warm, wenn du weiter gehst. Tritt einfach in meine Spur.»

Aber der Junge blieb, wo er war. Embla ging unwillig zurück, fasste Ask am Arm und zog daran. «Komm.» Es reichte, um ihn wieder in Bewegung zu bringen.

«Weißt du», sagte Embla in leichtem Ton, «in ein paar Tagen, wenn das Julfest ist, wird die große Eiche im Hain geschmückt werden, und ein riesengroßes Feuer wird daneben angezündet. Und wir werden nachher in unserer Hütte sitzen, und Mama hat Tannenzweige aufgehängt und macht uns Brei aus Äpfeln, und wir können Nüsse aus dem Wintervorrat essen - so viele wir wollen.»

«So viele wir wollen?», staunte Ask, während er die Hand seiner Schwester losließ, weil er sonst nicht in ihre Spur treten konnte.

«Ja», Embla drehte den Kopf zur Seite und nickte. «Aber das ist nicht einmal das Beste.» Sie machte eine Pause, in welcher Ask erwartungsvoll ihren blonden Zopf unter der

Mütze anstarrte. «Wir kriegen auch Honig. So viel wir essen können.»

«Wirklich?» Asks Augen wurden groß.

«Ja, einen ganzen Eimer.»

Ask schüttelte den Kopf und schwieg eine Weile. Es schien sein Vorstellungsvermögen zu übersteigen, dass ein Kind einen ganzen Eimer Honig für sich allein haben könnte. «So viel hat Vater noch?» Dann wurde er misstrauisch. «Wo denn?» Die Frage klang leiser in Emblas Ohren. Ask war wieder stehen geblieben und schniefte laut.

Embla seufzte und verhielt. «Na, er hat ihn beim Ohm hingestellt, damit wir nicht heimlich davon naschen.»

«Wirklich?» Mit dem Handrücken wischte Ask über seine Nase und rieb die Hand an der wollenen Hose ab.

«Er will doch Met davon machen.»

Unter der Fellmütze des Jungen wurden die Augen schmal. «Dann ist er also gar nicht für uns?»

Embla zögerte nur unmerklich. «Doch. Dieser Honig ist nur für das Julfest, damit wir ...»

Ein nahes Heulen ließ die Kinder plötzlich erstarren. Schon nach wenigen Augenblicken ergriff Embla aber die Hand ihres Bruders und zog ihn einfach vorwärts. Willig folgte Ask, wobei er immer wieder angstvoll nach allen Seiten blickte.

Als das langgezogene Heulen erneut ertönte, hastete das Mädchen zu einer jungen Buche, die mannshoch aus dem Schnee ragte. Unter ihrem Überwurf zog sie ein Messer hervor. «Wir müssen uns Waffen machen. Die sind ganz nah.»

Hektisch schnitt sie an einem Ast herum und drehte und zerrte daran, bis sie das Holz in den Händen hielt: Zwei Fuß lang und daumendick. Eilig spitzte sie ein Ende des Astes mit dem Messer an, prüfte die Spitze kurz mit den Fingern, schnitt noch ein-, zweimal, prüfte abermals

und seufzte. Sie wusste nicht, wie sie in der kurzen Zeit etwas Besseres schaffen sollte.

«Hier, du nimmst das Messer!» Der Junge regte sich nicht, und Embla nahm seine kleine Hand. Sie war kalt. Embla drückte das Messer hinein und schloss die Finger um den Holzgriff. «Lass es bloß nicht los, ganz gleich, was passiert, hörst du? Und stich immer von unten nach oben, ja?»

Der Junge nickte mit großen Augen, dann stieß er einen Schrei aus und wies mit der freien Hand in eine Richtung. Embla blickte dorthin, und obwohl die Dämmerung nun langsam einsetzte, sah sie die grauen Schatten unter den Bäumen. «Komm, schnell.»

Sie griff die Hand ihres Bruders. Die Kinder hasteten los, so schnell der tiefe Schnee es ihnen erlaubte.

Das nächste Heulen ließ sie zusammenfahren, so dicht schien es hinter ihnen zu sein. «Das schaffen wir nicht, Ask. Wir müssen auf einen Baum klettern.»

Die beiden sahen sich verzweifelt um, aber die grauen Stämme der großen Buchen waren glatt und unendlich hoch.

«Embla, was machen ...» Ein Schluchzen erstickte Asks weitere Worte.

«Da!» Embla zeigte auf einen halb entwurzelten Baum, der gegen seine beiden Nachbarn gestürzt war. Seine mächtige, runde Wurzel hatte sich aus dem Erdreich gehoben. Zwischen dem weißen Waldboden und dem gefrorenen, mit Erde behangenen Wurzelballen klaffte eine schmale Öffnung. «Schnell, da rein.»

Embla schob Ask zu dem Spalt, der ihm bis zur Brust reichte und Embla bis zu den Hüften.

Der Junge blieb davor stehen. «Ich will da nicht rein!», sagte er mit ängstlicher Stimme.

Das Mädchen blickte sich hektisch um, sah die Schatten. Schnell, geschmeidig, groß. «Geh schon!»

«Da ist der Drache drin.» Die Stimme des Jungen war ein Flüstern. «Unter der Wurzel ...»

«Ask! Das ist nicht die Weltesche, das ist irgendein blöder Baum, der vom Sturm ...»

Noch einmal ertönte das Heulen, sehr nah und sehr laut in dem einsamen Wald. Ein Stoß in Asks Rücken genügte nun. Embla bückte sich und kletterte eilig hinter ihm nach unten. Einige Wurzeln steckten noch im Boden, und sie musste sich drumherum winden. Das Wurzelloch war nicht sehr tief, und die Kinder duckten sich in der engen Höhle, die durch die Neigung des Baumes entstanden war, und drängten sich aneinander. Embla richtete ihren kleinen Holzspeer gegen das abnehmende Tageslicht und wartete. Sie spürte ein Zittern und fragte sich, ob es von Ask kam oder von ihr selbst.

Das nächste Heulen ertönte jetzt über ihnen, und Ask schrie auf. Emblas Augen wanderten hin und her. Die Kinder hörten ein Keuchen. Ask wimmerte, als sich ein Schatten vor den Spalt schob - der Umriss eines grauen Tieres mit buschigem Schwanz. Der Junge versuchte, sich noch etwas mehr in das Wurzelwerk zurückzuziehen. Embla drängte ihm nach, während sie ihre Waffe mit beiden Händen fester umklammerte. Das kalte, abgerissene Wurzelwerk stach ihr unangenehm gegen den Kopf und in den Nacken.

Von der Seite steckte ein zweites Untier seine spitze Schnauze in die Öffnung. Embla sah gelbe Augen und Geifer, hörte Keuchen und Knurren, und ihr Magen zog sich zu einer steinharten Kugel zusammen. Über ihnen knirschte der Schnee. Trotz ihrer fast alles überlagernden Furcht wunderte sich Embla, wie die leichtfüßigen Tiere so viele Geräusche machen konnten. Sie hatte ihren Stock längst in beide Hände genommen und die Spitze gegen das erste Ungeheuer gerichtet .....

*Als der Angelsachse und Benediktinermönch Bonifatius zum Zwecke der Heidenmission in das heutige Nordhessen kam, hatte er zwei Dokumente im Gepäck, welche ihm seine Aufgabe erleichtern sollten: Erstens einen Missionsbrief, was bedeutete, dass er im Namen des Papstes und damit der römisch-katholischen Kirche handelte, die ein starkes Interesse daran hatte, die ältere iredisch-schottische Mission abzulösen und die alten und neuen Christen in der Region unter die Hoheit des Papstes zu stellen. Und zweitens einen Schutzbrief, was bedeutete, dass die Mächtigen im großen Frankenreich seine Mission guthießen, dass diese also ganz in ihrem (politischen) Sinne war. Eine gut organisierte Kirchenstruktur verhiess nämlich stets auch eine weitere Kontrollinstanz für die einheimische Bevölkerung.*

*Im Jahr 723 fällt Bonifatius, der später vom Papst zum Missionsbischof ernannt wurde, die dem Donar geweihte heilige Eiche der uneinsichtigen heidnischen Ureinwohner. Das geschah unter dem Schutz der fränkischen Soldaten von der nahen Bürburg. Kirche und ‚Staat‘ erwiesen sich damit schon frühzeitig als erfolgreiche Partner.*

*Schon im Jahr darauf errichtete Bonifatius aus dem Holz des Baumes ein hölzernes Bethaus. Zudem gründete er ein Kloster mit einer Klosterschule: Die Keimzelle von Frideslar, dem ‚Ort des Friedens‘ war entstanden, der seinen Namen vielleicht schon älteren Zeiten verdankt und dem Umstand, dass die Eiche möglicherweise in einem Heiligen Hain stand, welcher dem Frieden gewidmet war.*

*Einige Jahre später wurde Bonifatius Bischof von Mainz, was ihm und seinen Nachfolgern erlaubte, den mainzischen Einfluss in seinem nordhessischen Missionsgebiet zu sichern. Damit war schon frühzeitig die Grundlage für die enge Verbindung von Mainz und Hessen gelegt, welche das Land für viele, viele Jahre beeinflussen sollte.*

## Grenzland (774)

Als die Sonne rot über den Wäldern im Westen unterging, zogen die Sachsen nach Norden.

Gumpert durfte als Priester bei den Knaben und Mädchen gehen, die sich gegenseitig stützten, wo es nottat und wie die engen Hand- und weiten Fußfesseln es erlaubten. Er selbst war nicht gebunden. Wohl war es die Absicht einiger gewesen, auch ihn in Fesseln zu legen, aber auf ein hartes, ihm unverständliches Wort ihres Führers hin, hatten die Krieger es unterlassen.

Neben dem Priester ging Hilde, leis' weinend und kaum ihrer nackten Füße achtend, die sie schleifend über den feuchten Herbstboden zog. Die Hand, die der Priester gehoben hatte, um sie dem Mädchen, das schon beinahe eine Frau war und das er sehr gern ansah, auf den Arm zu legen, ließ er zur Faust geballt wieder sinken. Geschunden und geschlagen hatten die Sachsenkrieger bis zur Erschöpfung, Hildes Eltern hatte er sterben sehen und sie selbst ... Nein, sie wäre kaum zu trösten.

Vor Hilde ging ihr Bruder, auch er die Fäuste in den Fesseln geballt, aber den Kopf gesenkt.

Der Priester schreckte auf. Ein Reiter war neben ihm, ein großer Mann, der Führer der wilden Horde, in Leder gewandet, eines der breiten Sachsenschwerter an der Seite, einen einfachen Eisenhelm auf dem Kopf. «Wo ist dein Gott?»

Der fränkische Dialekt ging dem Reiter staunenswert leicht über die bärtigen Lippen, die Stimme war nicht unfreundlich, ein wenig spöttisch.

Gott, ja - wo war er an diesem Tag geblieben? Und wo mochte erst der König sein?

Gumpert schrak erneut zusammen, innen nur, nach außen nicht sichtbar: Wie konnte es sein, dass er dem König mehr vertraute als dem Herrn?

Weit zu ihrer Linken, mehr eine Ahnung im Dämmerlicht als ein tröstender Anblick, blieb über der Niederung die Petruskapelle auf dem Frideslar zurück. Um das Kloster und seine Schule herum, in welcher er selbst noch vom heiligen Wigbert, seligen Angedenkens, im Lesen und Schreiben unterrichtet worden war, war in den vergangenen Jahren ein aufstrebender, lebendiger Ort entstanden. Etwas weiter im Osten lag die starke Festung der Franken auf dem Buraberg. Die Sachsen machten einen großen Bogen darum.

Nur von dort war eine mögliche Hilfe zu erwarten!

Sofern nicht Gott selbst ein Wunder wirkte, so wie damals, als er den heiligen Bonifatius jene gewaltige Heideneiche unbehelligt hatte fällen lassen. Aus ihrem Holz und dem von anderen Bäumen war fünf Jahrzehnte zuvor das erste kleine Bethaus entstanden, aus dem längst eine ansehnliche Steinkirche geworden war.

Tränen stiegen dem Priester in die Augen, die in die Ferne gerichtet waren, und der Reiter sah und schnaubte verächtlich und trieb sein struppiges Pferd an die Spitze des traurigen Zuges.

Die wilde Sachsenhorde war am Nachmittag über das kleine Dorf an der Sualme\* gekommen, so wie die Engel des Herrn über die Diener Satans kommen. Gewütet hatte sie aber, wie nur Satan es vermochte. Erneut fragte sich der Priester, wie sein Gott dies zulassen konnte - erst die Seuche vor drei Jahren und dann der große Hunger im letzten, langen Winter. Die Schulterblätter von Hildes Bruder Gernot traten unter der Tunika deutlich hervor, fast wie kleine Engelsflügel. Und die Ernte dieses Sommers war kaum besser gewesen als jene des vorherigen ...

---

\* Die Schwalm.



Erst da bemerkte der Priester, dass Hilde zu ihm gesprochen hatte.

«Was?» Er sah das Mädchen an. Ihre Wangen waren tränenverschmiert, ein Auge blutunterlaufen, auf der Stirne prangte eine dicke Beule. Sie musste sich gewehrt haben.

«Der König wird uns rächen, nicht wahr?» Fast war es, als glänzten ihre Augen bei diesen Worten.

«Vertrau auf den Herrn, Hilde!»

Sie sah wieder nach vorn, dann schüttelte sie schwach ihren Kopf. «Der König wird uns rächen!»

Der Priester seufzte. Hilde war vierzehn. In ihrem Leben hatte es immer einen starken König gegeben, zum ersten Mal in der langen Geschichte der Stämme, zum ersten Mal in diesem hügeligen Land.

«Auch der König ist nur ein Werkzeug des Herrn.» Seine Worte klangen ihm selbst beinahe wie eine Frage. War der König, dieser große Mann, von dem man sich Wundertaten erzählte, wirklich noch ein Werkzeug Gottes?

Gernot war stehen geblieben und wendete den Kopf. Sein Gesicht war ebenfalls gezeichnet. «Und die Sachsen? Sind das auch nur seine Werkzeuge?»

«Es sind Barbaren, Gernot. Sie beten zu anderen Göttern, abscheulichen Ungeheuern. König Karl, gepriesen sei er, hat erst vor kurzem ihr schändliches Heiligtum zerstört.\*»

Der Priester konnte ein neuerliches Seufzen nicht unterdrücken. Was konnten diese Worte schon erklären, damit Gernot einen neuen Halt in seinem Glauben fand? Waren nicht unter den Alten selbst noch viele in ihrem Herzen Heiden, die zur geweihten Nacht große Feuer entzündeten und die Dämonen mit Rauch auszutreiben suchten, Heiden eben, die statt der Geburt Christi das

---

\* Die sog. Irminsul, eine große Säule, die in der Nähe von Obermarsberg stand und in den Augen der Sachsen wohl das Himmelsgewölbe trug.

unheilige Fest der Wintersonnwende feierten? Unweit von hier lag gar der Wodansberg, auf dem die heidnischen Sturköpfe nach wie vor ihre heimlichen Feste begingen.\* In des Königs großem Reich der Franken gab es so viel noch zu tun! Würde er selbst aber dieser Taten noch teilhaftig werden?

Was wollten die Sachsen nur mit ihm, da sie doch alle anderen Erwachsenen erschlagen hatten? Und warum war er nicht gebunden? Er sprach ein stilles Gebet, um seinen Glauben zu stärken. Die abendliche Kälte war jedoch nicht nur in seine Glieder gekrochen.

Die Sachsen trieben ihre Gefangenen enger zusammen. Ihre Stimmen klangen ihm rau in seinen von Psalmen verwöhnten Ohren, nur selten konnte der Priester ein Wort verstehen.

Eine ganze Weile ging es weiter, wie ein Wurm wand sich der Zug durch die Wälder und über Lichtungen, oft im Schatten von bewaldeten Hügeln, die hier alles Land einrahmten.

Irgendwann war wieder der berittene Sachsenführer neben dem Priester, musterte ihn lange und sprach ihn schließlich an: «Hast du deinen Gott wiedergefunden?»

Wieder klang die Stimme Gumpert nicht unangenehm im Ohr. Doch er war nun besser gewappnet als zuvor. Zwar fürchtete er den Barbaren, allein er war auch der Hirte über eine kleine Herde von Gläubigen, die seiner bedurfte. Ihm war nicht entgangen, wie Gernot bei den Worten des Sachsen verzweifelt aufgelacht hatte.

«Ich habe ihn nie verloren.» Der Priester versuchte, so viel Festigkeit wie möglich in seine Stimme zu legen. Neben dem Reiter fühlte er sich jedoch klein und unsicher.

«Dann vertraust du also deinem Gott?»

«Unbedingt.»

«Auch jenseits dieses Tages?»

---

\* Bei Gudensberg.

«Gottes Werke sind wunderbar und für uns nicht zu durchschauen.»

Der Sachse lachte bitter. «Davon hörte ich, wie deinesgleichen sich meist hinter Sprüchen versteckt. Aber lass mich dir das Werk deines wunderbaren Gottes erklären und seine weiteren Absichten: Die Knaben und Mädchen werden uns als Leibeigene dienen, bis sie zu Staub werden ... Dich aber werden wir häuten, um zu sehen, wie viel von deinem Gott in dir steckt. Und zwar bei lebendigem Leibe.»

Eine eiskalte Hand griff nach dem Herzen des Priesters. *Gott stehe mir bei*, dachte er und fragte sich erneut, wo der König nur sein möge.

Hatte es nicht geheißen, Karl habe zur herbsthlichen Tag- und-Nacht-Gleiche in Magontia\* Recht gesprochen und anschließend das Fuldaer Reichskloster besucht, um an der Grablege des Bonifatius zu beten? Wäre es nicht möglich, dass er mit seinem Gefolge anschließend noch weiter nach Norden geritten wäre, in das alte Land der Chatten, das jetzt den Franken zu eigen war? Dann erst gedachte er der Knaben und Mädchen und ihres Schicksals, und Schamesröte stieg ihm ins Gesicht, weil ihm sein eigenes Leben umso viel wichtiger deuchte.

Der Führer der Sachsen hatte ihn beobachtet und lächelte grimmig.

«Tut mit mir, was ihr tun wollt. Jesus wird mir beistehen.»

«Auch ihm werden wir die Haut abziehen.»

Der Priester betastete die Stelle an seinem Gewand, von der ihm das Kreuz gerissen worden war. *Heiden*, dachte er, *elende, verdammte Heiden*, und heiß und kalt durchfuhr es ihn.

«Weißt du, wo der ist, der sich König nennt, Franke?»

---

\* Mainz

«Die Wege König Karls sind so unergründlich wie diejenigen Gottes. Ich bin nur beider Diener.»

Inständig stieg erneut die Hoffnung in Gumpert auf, dass die Vorsehung den König, der meist von Ort zu Ort, von Pfalz zu Pfalz zog und fast immer an den Grenzen des Reiches zu finden war, doch geradewegs in den Nordosten des Frankenreiches führen werde. Dass Gott selbst sich in dieser verlassenem Gegend aufhalten mochte, daran glaubte er zusehends weniger.

«Der Hund hat im vergangenen Jahr einmal mehr mein Volk überfallen. Aber jeden Toten werdet ihr Franken uns teuer bezahlen ... Sage mir, du, der du dich Diener Gottes nennst, ich habe mir die Lehren eures Gottes vorlesen lassen und die seines Sohnes: Nichts sagen sie von Krieg und Blut. Kann es sein, dass euer König, der sich doch Christ nennt, sie gar nicht kennt?»

In den Norden des Landes drangen nur Gerüchte über das Leben des Königs, die wenig wussten von Heiligmäßigkeit und Friede. König Karl schien ein Mann zu sein, der seinen Namen mit Blut in das Buch der Geschichte schreiben wollte, und er tat das in allen Himmelsrichtungen und gegen alle Völker. Aber er schuf dem Reich der Franken Grenzen, die lange bestehen mochten.

Der Priester schwieg, und der Sachsenkrieger trabte davon .....

*Die Zeit von Karl dem Großen: Nachdem die Franken und Chatten bzw. Hessi sich schließlich vermischt hatten und nun mehr oder weniger dem christlichen Glauben anhängen, trat in der zweiten Hälfte des 8. Jhds. ein neuer Feind auf den Plan, denn aus dem Norden, genauer: dem heutigen Niedersachsen, fielen die heidnischen Sachsen ein. In erster Linie taten sie das als Reaktion auf die blutigen Eroberungs- und Missionierungsversuche, welche die Franken unter ihrem König und späteren*

*Kaiser Karl unternommen hatten. Schon lange vor den langwierigen sog. Sachsenkriegen Karls hatte es aber Raubzüge und Kämpfe auf beiden Seiten der nicht fest umschriebenen Grenze gegeben.*

*Beim Einfall der Sachsen in das Land der Hessi 774 weilte der König aber gar nicht in seinem Reich, worauf Gumpert eigentlich gehofft hatte, geschweige denn in Nordhessen, sondern in Italien. Der kleine Ort Fritzlar/Frideslar wurde bei diesem Feldzug zerstört (bis auf die Kirche, siehe auch die nachfolgende Geschichte Heiligenverlegung). Die starke Festung auf dem Büraberg widerstand hingegen dem Ansturm der Sachsen.*

*Nach jahrelangen Kämpfen gelang Karl dem Großen endlich die Eroberung und Einbürgerung auch des Sachsenlandes in sein großes Reich sowie die Bekehrung seiner Bewohner. Nordhessen, zuvor ein Grenzgebiet zwischen dem großen Frankenreich und dem Land der Sachsen, rückte nun vom Rand des Reiches weiter in dessen Mitte.*

## Heiligenverlegung (780)

«Komm, Hidde, eil dich!»

Die Stimme des Abtbischofs war drängend. Genauso wie Megingoz musste sich auch Hidde sehr bemühen, mit dem hohen Mann Schritt zu halten, der den Mittelgang der kleinen Kirche schnell durchquerte. Trotz seines Alters zeigte dieser keinerlei Anzeichen von Schwäche, sondern bewegte sich sicher und geradlinig.

Am Ende des Ganges, unterhalb des großen Altarkreuzes, gingen sie nach rechts und standen schließlich vor einer hölzernen Pforte, welche der Abtbischof kraftvoll aufstieß.

«Megingoz, du bleibst hier und wachst, hörst du? Hidde, du kommst mit mir. Und leise.»

«Jawohl, Bruder Abt.» Der haarlose Megingoz nahm so etwas wie Haltung an, was bei seinem runden Rücken und der langen Nase wirkte, als würde sich ein Vogelgetier strecken. Dann spähte er über seiner Kerze aufmerksam von rechts nach links und wieder zurück. Auch das erinnerte Hidde an ein Huhn.

Der Abtbischof trat durch die Pforte. Hidde zog den Kopf ein und folgte ihm.

Der angrenzende Raum wurde durch ihre Kerzen nur notdürftig erhellt. Die flackernden Schatten in den Ecken flößten Hidde Respekt ein, wenn nicht sogar Angst, doch er bemühte sich, diese nicht zu zeigen, indem er seine kräftige Brust hob. Zugleich fragte er sich, was denn seine Aufgabe wäre. Darüber hatte der Abtbischof ihn im Unklaren gelassen, die große Dringlichkeit dieser Aufgabe hingegen hinlänglich betont, als er Hidde und Megingoz in

ihrer Kammer geweckt und ihnen im nächsten Atemzug Schweigen auferlegt hatte.

In der Mitte des Raumes stand ein steinerner Sarkophag. Hidde spürte den Lufthauch der Ewigkeit, welche das Behältnis umwehte und schauderte.

«Beim heiligen Bonifatius», knurrte der Abtbischof, «was ist das zugig in diesem Loch!» Er blieb vor dem Steinsarg stehen und sprach ein leises Gebet auf Latein.

Hidde verstand kein Wort davon. Ingeheim verehrte er aber das Fremde, das der ehrwürdige Mann außerdem in seiner Sprache hatte, wenn er den Mund öffnete. Nach allem, was Hidde wusste, war der Abtbischof vor vielen Jahren aus einem fernen Land gekommen, welches ‚Britannia‘ hieß.

Sein eigenes Latein war praktisch nicht vorhanden. Er hatte es versucht, er hatte es wirklich versucht. Aber trotz aller Schläge und Bestrafungen wollten die Wörter dieser seltsamen Sprache einfach nicht in seinem großen, dummen Schädel bleiben. Bruder Tatwin hatte mehr als einmal gesagt, der Herr, gelobt sei er in der Höhe, benötige *musculi* genauso dringlich wie *cerebri* und dabei stets Hidde und Megingoz verächtlich angesehen, die beide nicht recht wussten, wie sie das verstehen sollten. Hidde hatte immerhin noch vermutet, dass es dabei um ihrer beider Mangel an Lateinkentnissen ging und hatte sich seines Standes als Laienbruder geschämt.

Schließlich hob der Abtbischof den Kopf. «Und nun hilf mir, wir müssen den Deckel beiseite tun.»

«Den Deckel beiseite tun?» Hidde glaubte, sich verhört zu haben.

«Der Deckel, Hidde, er muss runter.»

«Runter wovon, Bruder Abt?»

Der Abtbischof schien zu seufzen. «Von diesem Sarkophag, Hidde, er muss runter von diesem Sarkophag.»

«Von diesem Sarkophag?»

Der Abtbischof leuchtete mit seiner Kerze in die Ecken des Raumes. «Siehst du noch einen anderen Sarkophag?»

Angestrengt suchte Hidde das Dunkel mit seinen Augen zu durchdringen. «Nein, Bruder Abt», musste er schließlich zugeben.

«Dann habe ich wohl diesen gemeint. Also, fass an!»

Der Abtbischof bückte sich mühsam, tröpfelte etwas Wachs auf den Boden, stellte seine Kerze darauf und begab sich dann an ein Ende des steinernen Sarges. Ungeduldig blickte er Hidde an. «Nun?»

«Ich ... Ja, Bruder Abt.» Hidde ließ den leeren Leinensack fallen, den er mit sich trug, stellte auch seine Kerze auf den Lehmboden und ging zum anderen Ende des Sarkophages. Der Abtbischof griff zu, und Hiddes Hände legten sich ebenfalls auf den rauen, kalten Stein.

Wieder zögerte er. Würde ihn nicht sofort der Blitz erschlagen, wenn er an dem Deckel auch nur wackelte? Würde sich nicht umgehend die Hölle unter ihm öffnen und ihn verschlingen? «Den Deckel runter, Bruder Abt?»

«Ja, Hidde. Diesen Deckel. Von diesem Sarkophag. Runter. Jetzt!»

«Ja, Bruder Abt.» Er atmete einmal tief ein und aus. Gemeinsam hoben sie dann den schweren Deckel der Grablege eine Winzigkeit an und schoben ihn beiseite, wobei der kräftige Hidde dem Abtbischof letztlich beispringen musste, um den Deckel auch auf dessen Seite ein Stück zu verschieben.

Der ehrwürdige Mann atmete schwer. Hidde wartete indes bangen Herzens, aber kein Blitz brach durch die Decke des Raumes, kein Höllenschlund öffnete sich zu seinen Füßen. Schließlich bückte sich der Alte stöhnend nach seiner Kerze, erleuchtete damit das Innere des Sarkophags und betrachtete eine Weile versunken den Inhalt.

Hidde schauderte. Darin lagen, Knochen für Knochen, die Gebeine eines Heiligen.



Wieder sprach der Abtbischof einige getragene lateinische Sätze, unterbrochen allerdings von mehrmaligem Atmenholen.

Dann wies er mit seiner faltigen Hand auf die Knochen. «Gut ... Hidde ...» Der alte Mann keuchte immer noch schwer, so dass Hidde sich bereits ein wenig sorgte. «Dann ... pack sie jetzt ein ... Aber achtsam.»

Diesmal war Hidde ganz sicher, sich verhört zu haben. «Einpacken, Bruder Abt? Was einpacken?»

«Die Gebeine, Hidde, pack die Gebeine ein.»

«Diese Gebeine?» Er wies auf die Knochen, die vermutlich noch Stück für Stück so lagen, wie der Heilige einst gebettet worden war.

«Diese Gebeine, Hidde, ja.»

«Von diesem Heiligen?»

Wieder leuchtete der Abtbischof mit seiner Kerze umher. «Siehst du noch einen anderen Heiligen im Raum?»

Hidde machte sich nicht die Mühe, dem Licht der Kerze zu folgen. «Nein, Bruder Abt.»

«Dann sind es wohl diese, welche ich meine, Hidde. Also pack sie ein.»

«Wo hineinpacken?»

Für einen kurzen Moment schien der Alte seine Augen geschlossen zu haben. «Warum glaubst du, Hidde, habe ich dich gebeten, einen Sack mitzubringen?»

«Weil ... Ich weiß nicht, Bruder Abt.» Doch nicht etwa für ... Nein, gewiss nicht. Niemals würde der Abtbischof die Gebeine des Heiligen in einen Sack ...

«Ich bat dich», erklärte der Abtbischof langsam und deutlich, «einen Sack mitzubringen, damit wir die Gebeine darin aufbewahren können.»

Hidde war, als setze sein Herzschlag aus. «Diese Gebeine? In den Sack? Einfach so?»

«Diese Gebeine aus diesem Sarkophag in diesen Sack, Hidde. Und Hidde?»

«Ja, Bruder Abt?»

«Beeil dich damit!»

Hidde schauderte, aber schließlich tat er, wie ihm geheißen ward. Die gewaltige Würde des Mannes, der zugleich das hohe Amt eines Klosterabtes *und* das eines Bischofs von Mainz innehatte, überwog die ganz erheblichen Zweifel, die ihn anfliegen.

Er wollte zugreifen, zog seine Hand aber schnell wieder zurück? «Womit soll ich beginnen, Bruder Abt?»

«Es ist mir ganz gleich, Hidde, womit du beginnst. Die Hauptsache ist, der Heilige kommt vollständig in Harulfsfelt\* an.»

«In Harulf... Wo, Bruder Abt?»

«In Harulfsfelt, Hidde. Dorthin werden wir die Gebeine bringen.»

«Ah, gut ... Wo ist das, Bruder Abt?»

«Ganz in der Nähe, Hidde, nur ein ganz, ganz kleines Stück nach Süden. Und jetzt fang bitte an. Fang von mir aus mit der Hand an, aber fang an, fang einfach an.»

Voller Ehrfurcht und mit spitzen Fingern nahm Hidde daraufhin einen kleinen Knochen auf, einen Fingerknochen des Heiligen, liebkoste ihn kurz mit seinen Augen und legte ihn dann voller Ehrfurcht auf den Grund des Leinensackes. So verfuhr er mit allen weiteren Fingerknochen, dann mit denen des Unterarms, mit dem Oberarmknochen und mit dem Schulterblatt. Bald klackerte es jedes Mal im Sack.

«Nimm jetzt das Becken, Hidde!»

«Bruder Abt?»

«Das Becken. Stecke es in den Sack. Erst die großen Knochen, das ist besser. Erst das Becken, dann das Rückgrat.»

---

\* Hersfeld

Hidde zögerte. Es fühlte sich nicht richtig an, die Reihenfolge zu ändern. Doch wenn der Abtbischof meinte, zuerst müsse das Becken ...

Verwirrt starrte er die verbliebene Knochensammlung an. «Das Becken, Bruder Abt?»

Wieder schloss der Alte die Augen, wenn auch nur für kurz. Dann wies er auf den größten von allen Knochen, der wie ein aufgebrochener Flügelhelm geformt war. «Den Unterleib.»

Hidde zögerte erneut. Der Unterleib also ... Er holte tief Luft. Der Unterleib war ... Er holte noch einmal tief Luft. Der Unterleib war eben kein Knochen wie alle anderen ...

«Hidde?»

«Bruder Abt, ich weiß nicht, ob ...»

Der Abtbischof seufzte. «Lass mich.» Er nahm das Becken in seine Hände, hob es kurz an die Lippen - Hidde erstarrte - und ließ es dann achtsam in den Sack gleiten.

«Siehst du, Hidde?»

Hidde sah und war beeindruckt. Er fuhr nun selbst damit fort, Knochen für Knochen in den Sack zu stecken, mit dem Unterschied allerdings, dass er fortan ebenfalls jeden einzelnen Knochen sacht an seine Lippen führte und ihn erst danach ganz behutsam in den Sack legte. Auf diese Weise fühlte es sich besser an als zuvor .....

*Etwa sechzig Jahre nachdem Bonifatius die Donareiche gefällt und in Frideslar ein Kloster gegründet hatte (siehe auch die Anmerkungen zu Im Winterwald), kam es dort zu einem handfesten Skandal: Die Gebeine des heiligen Wigbert, einem Weggefährten von Bonifatius, erstem Abt des Klosters und Lehrer der Klosterschule, wurden in einer Nacht-und-Nebel-Aktion von Fritzlar - bzw. vom Büraberg, wenn man es ganz genau nimmt, wohin die Gebeine des Heiligen zu ihrem eigenen*

*Schutze vor den Sachsen verbracht worden waren - nach Hersfeld überführt.*

*Dass dies auf Veranlassung des damaligen Mainzer Bischofs und Hersfelder Abtes Lullus geschah, welcher viele Jahre im Fritzlarer Kloster als Schüler Wigberts verbracht hatte, ist bekannt. Dass es hingegen unter der Anwesenheit des Bischofs selbst geschah, trägt allerdings eher romanhafte Züge.*

*Die Fritzlarer Mönche werden indes alles andere als begeistert gewesen sein, da sie ihren wundertätigen und hochverehrten ehemaligen Abt verlieren sollten. Es dürfte also Widerstände gegeben haben, auch wenn (oder gerade weil) die höchste weltliche Instanz dieser ganzen Angelegenheit zugestimmt hatte. Der «Besitz» eines Heiligen garantierte einem kleinen Ort einen regen Zulauf von Pilgern und Wallfahrern, aber auch eine Zunahme von Geschenken und Stiftungen, was wiederum zu erheblichen Einnahmen führte. Ansehen und Bedeutung eines solchen Ortes dürften ohnehin sprunghaft gestiegen sein.*

*Auch in Hersfeld soll sich dann noch manches weitere Wunder begeben haben, welches der Anwesenheit des heiligen Wigbert zugeschrieben wurde. Und tatsächlich erfuhr die Rolle des noch sehr jungen Klosters einen deutlichen ‚Imagegewinn‘ - auch gegenüber dem konkurrierenden Kloster Fulda, in dem dafür aber die Gebeine des im ganzen Frankenreich hochverehrten Bonifatius aufgebahrt waren (und das seinerseits wiederum in Konkurrenz zum Bistum Mainz stand, welches besagte Gebeine allzu gern selbst besessen hätte).*

*Die Bedeutung der Klöster in den dünn besiedelten Gebieten von Nord- und Mittelhessen kann im Übrigen gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.*

## O *Hassia fortissima!* (um 1450)

Er griff ihr fest an die Brust und Agnes ließ es geschehen, obwohl es schmerzte. Sie sah zur Decke und wünschte, er wäre schon wieder fort.

Doch sie wusste, dass er noch bleiben und sie eine Weile ungeschickt betatschen würde, um dann eilig seine Kutte hochzuschieben, sobald sie erst ihr eigenes Kleid raffte.

Sie wusste auch um seine Unsicherheit. Beinahe hätte sie es Furcht genannt. So bestimmend er sich gewöhnlich zu geben versuchte, so unterwürfig war er in all den Dingen, die seinen Unterleib angingen. Mit seinem Gemächt ging er kaum geschickter um als ein junger Bub. Er war ein kräftiger Kerl und groß dazu, und dennoch schien so viel Weibisches in ihm zu stecken, dass sie ihn von Beginn an nicht hatte ernst nehmen können. Er wirkte ungelenkt auf sie, weich und unsicher und versuchte, dies durch Lautstärke und Herablassung zu übertönen.

Er war ein leichtes Opfer gewesen.

Sie raffte ihr Kleid - und er nestelte sogleich an seiner Kutte.

Ortlieb. Sogar der Name passte zu ihm. Es war kein männlicher Name. *Bruder* Ortlieb. Auch das passte. Außerhalb der Klostermauern wäre er verloren gewesen.

Er begann nun leise zu quieken, beinahe wie ein Waschbär im Käfig. Was bedeutete, es war so gut wie vorbei.

Schließlich wälzte er sich von ihr und zog die Kutte verschämt herab. Dann furzte er.

Sie lächelte ihn an. Obwohl es Bohnen im Kloster eindeutig zu oft gab, war sein Speiseplan im Vergleich zu ihrem eigenen ein Wunder. Der gemeinsamen Andacht, welche Ortlieb nachher stets noch verlangte, verliehen die

Hülsenfrüchte aber allerhand Untertöne, bei denen vielleicht sogar der Herr seine Nase rümpfte. Am Ende mochte er in seiner grundlosen Güte aber einfach darüber hinwegsehen, wenn Ortliebs eindringlichen Gebeten mit- unter ein schaler Ruch anhaftete.

Ihr eigener Glaube war nur schwach, aber wenn Ortlieb betete, gab sie sich immer Mühe, ein wenig Eifer zu zeigen.

«Nun lass uns beten!», sagte er erwartungsgemäß mit der Stimme eines Predigers. Aber das Zittern darin verriet ihn.

Ohne ein Wort rutschte sie von der Kante ihres Lagers auf die Knie und brachte ihr Kleid in Ordnung. Ortlieb ließ sich ebenfalls nieder und begann umgehend damit, auf Lateinisch ein schier endloses Gebet herzusagen. Seine Ausdauer in diesen Dingen war sehr viel größer.

Ihre Gedanken wanderten derweil. Ortlieb hatte die Augen geschlossen. So konnte sie neugierig den Korb mustern, den er mitgebracht hatte. Außer an Hülsenfrüchten labten sich die Mönche und Nonnen an Brot, Gemüse, Eiern und Fisch. Fleisch gab es eher selten, Obst aßen sie je nach Jahreszeit: Walderdbeeren, Kirschen, Pflaumen, Birnen und Äpfel, und sie tranken Milch, Bier und Wein zu alledem. Pures Wasser nahmen sie kaum einmal zu sich.

Agnes war sich sicher, dass auch zu Zeiten der Askese so mancher Tropfen Wein die Kehlen im Kloster hinabfloss. Wie so viele im Dorf erfüllte sie das mit Neid. Womit hatten die faulen Mönche und bequemen Nonnen das eigentlich verdient?

Endlich sprach Ortlieb sein ‚Amen‘ und erhob sich. Agnes wiederholte schnell das letzte Wort und versuchte auch, seine Inbrunst nachzuahmen. Dann stand sie ebenfalls auf. Ihre Knie knirschten.

Nun breitete sie ihre Töpferware auf dem Boden aus: Schüsseln, Gefäße, Teller, Becher. Ortlieb begutachtete alles

sorgfältig, jetzt wieder ganz in der Rolle des überlegenen Mannes. Hin und wieder brummte er abfällig oder zustimmend.

«Den hier», sagte er schließlich von oben herab und wies erst auf einen Becher, dann auf zwei weitere, «... und die beiden. Das genügt.»

Sie verstand. Das genügte ihm als Vorwand. Ließe er sich damit im Kloster blicken, würde niemand Fragen stellen: Vorgeblich um Besorgungen war er in den Ort gegangen und hatte diese somit erledigt. Wie immer hatte er darauf geachtet, keine braungelbe Keramikware zu wählen.

Er schob ihr den Korb hin, und sie packte aus. Etwas Brot, ein großes Stück Käse, eine halbfeste Wurst und eine runde Pastete, welche - Ortliebs geringem Durchhaltevermögen beim gemeinsamen Verkehr geschuldet - noch herrlich duftete. Dazu eine bauchige Flasche Bier und schließlich, was am allerbesten war, ein kleines Beutelchen mit braunem Ocker. Sie hatte sich mehr an Farbmittel erhofft, wie immer, war aber nicht unzufrieden. Das Bier, welches die Mönche brauten, war zudem ganz wunderbar, sehr viel besser als alles, was im Dorf hergestellt wurde. Ähnliches galt für das Brot und den Käse. Nur mit der Wurst war es in ihren Augen nicht so weit her. Einerseits war sie ihr zu salzig, andererseits war ein fremdartiges Gewürz darin, welches ihr nicht behagte und ihre Zunge kribbeln machte.

Doch in der Not fraß sogar der Teufel Fliegen. Die Klosterwurst konnte sie zudem eintauschen. Mancher in Spiscappell liebte sie geradezu.

Wie immer war es ihr die Sache wert gewesen, zumal es nicht lange gedauert hatte. Achtsam packte sie die drei Becher in seinen Korb.

Zu ihrer Überraschung setzte sich Ortlieb wieder auf den Rand ihres Bettlagers .....

Bereits um 1450 entstand im Chorherrenstift und Prämonstratenserinnenkloster Spieskappel bei Frielendorf ein Loblied auf Hessen. Dies erste patriotische Lied sollte vielleicht den Zusammenschluss von Niederhessen mit Oberhessen feiern, da der hessische Landesherr inzwischen die Grafschaft Ziegenhain ‚geerbt‘ und gegen andere Erbberechtigte auch erfolgreich verteidigt hatte: Endlich konnte er dadurch seine beiden Territorien miteinander verbinden.

Spieskappel, vormals an der Grenze zur Grafschaft Ziegenhain, nunmehr an der Nahtstelle von Nieder- und Oberhessen gelegen, rückte damit geographisch gesehen ins Zentrum der Landgrafschaft. In dem Stift und Kloster, das einen Männer- und einen Frauenteil auf dem gleichen Gelände hatte, wurden unter anderem Farbpigmente hergestellt und in der Region verkauft.

Ganz allgemein war im Volk das Ansehen der Mönche und Nonnen in dieser Zeit aber schon deutlich gesunken, so dass spätere Ereignisse sich bereits andeuteten\* (siehe auch Wie haltet Ihr es denn mit dem Glauben?).

---

\* Zum besseren Verständnis dieser Ereignisse wurden darum aus den eigentlichen Chorherren in der kleinen Geschichte Mönche. Erläuterungen zum Amt eines Chorherren finden sich in den Anmerkungen zu *Die Ratte im Stroh*.



## Wie haltet ihr es denn mit dem Glauben? (1526)

Tretet näher und seid begrüßt, ihr allerbesten Leute, liebreizende Damen und höchstwerte Herren, seid vielmals begrüßt.

Nein, bleibt doch, ihr guten Männer und Frauen, lasst die Gaukler dort drüben und auch den Possenreißer und den Bärenführer. Bleibt hier und hört meiner kleinen Geschichte zu, es wird euch ein Vergnügen sein, versprochen, ein ganz gewaltiges Vergnügen ...

Wann dies Leben, welches wir alle führen, denn jemals vergnüglich gewesen wäre?

Eine nicht unberechtigte Frage, der Herr, wahrhaftig, ihr scheint mir ein Schlaukopf zu sein.

Doch das wird schon noch, ihr feinen, ihr aufrechten Leute, allerspätestens im Himmelreich, ihr werdet sehen!

Schenkt ihr mir jedoch eure Aufmerksamkeit, wer weiß, dann mag es sogar früher geschehen.

Denn alles, was ihr bisher zu wissen glaubtet, alles, was ihr bisher getan habt: *Nach* meiner Geschichte ist nichts mehr wie zuvor.

Bei mir, bei euch, im ganzen Hessenland.

Von großen Dingen will ich euch künden, welche die Welt verändern werden, wie ihr sie kanntet.

Und darum lohnt es sich, mir zuzuhören, ihr Wissbegierigen, ganz gewiss lohnt es sich.

Zu dem Wunderheiler könnt ihr nachher gehen, eure Krampfadern und Steißknötchen, eure Gliederschmerzen und euer Magengrimmen halten das noch ein Weilchen aus. Ihr strotzet doch vor Wohlbefinden, meine liebreizende Dame, man sieht es an eurem schwellenden Busen.

Und ihr, mein guter Herr, stehet im Saft wie nur ein junges Bäumelein ...

Sapperlot, ich beginne ja schon, sorgt euch nicht, mein lieber Herr Ungeduldig.

Jedoch auch große Dinge beginnen im Kleinen und ebenso eine gute Geschichte. Und darum muss ich zuerst von Spatzen erzählen, ehe ich von Adlern künde.

Gewiss, schöne Frau, ehe die Dämmerung heraufzieht, werd ich's beendet haben. Mein Wort darauf!

Hier stehe ich nun also, ihr Eifrigen, um euch eine wundersame Geschichte zu erzählen, dabei könnt' ich auch ganz anders, bin ich doch das brave Kind von braven Leuten ...

Doch, doch, wahrhaftig - kein Grund für Gelächter, ihr Ungläubigen.

Das brave Kind also von braven Leuten wie ihr es seid, welche eine Gaststube betrieben, eine Schänke, ein Wirtshaus, kurz: einen Ort der Zusammenkunft und Geselligkeit.

Wo?

Im Niederhessischen, im Land der maulfaulen Vierkantschädel und freudlosen Sturköpfe, wenn ihr's genau wissen wollt.

Ein schönes Land, wahrhaftig, ein schönes, fruchtbares Land. Stellt euch einen hohen, blauen Himmel vor und weite, endlose Hügel, bewachsen von hoch aufragenden und grün bewipfelten Bäumen. Und inmitten dieses wunderbaren Hügellandes gibt es einen breiten, fruchtbaren Einschnitt, der sich von Nord nach Süd durch das ganze Land zieht. Das ist alles: Rechts und links Hügel und dazwischen eine Senke.

So wie die Senke zwischen den herrlichen Brüsten einer wohlgestalteten Jungfrau.

Seht ihr das vor euch?

Gut.

Zwischen den Brüsten leben reichlich Menschen und auf ihnen etliche andere.

Namhafte und allerorten bekannte Flüsse befinden sich außerdem dazwischen, die Schwalm nämlich, die Eder und die Fulda, welche lieblich gluckerdnd von der Jungfrau feuchten Niederungen bis hin zu ihrem hübschen Kopfe fließen ...

Einige Burgen thronen noch rund herum um der Brüste Warzen, wenn ihr euch das vorstellen könnt, und das ist es dann: Niederhessen.

Ein schönes Land, wahrhaftig.

Fuchs und Hase sagen sich dort gute Nacht, wenn ihr wisst, was ich meine.

Und im Winter frierst du dir den Arsch ab, derweil du immerzu Deinen öden Kohl in dich hineinstopfst, um das unermessliche Loch in deinem Bauche zu füllen.

Hoffnungslos? Bei Gott, das ist es wohl, da ist euch beizupflichten, die kluge Dame.

Ja, natürlich übt auch dort der Landgraf die Herrschaft aus, du ahnungsloser Bauerntölpel, gerade dort. Übt, wie gesagt, er ist ja noch jung.

Und jetzt fragt mich einmal, wie ich *hierher* gekommen bin, hierher in euer seltsames und halbflaches Oberhessen, das Land der Zwischenrufer und Verleumder, der Teller-lecker und Trunkenbolde.

Ihr fragt gar nicht? Ich will's euch trotzdem erzählen.

Sehr gut hätt ich's also haben können als braver Sohn von braven Wirtsleuten, denn zuhause, da hatten die Eltern für mich wohl gesorgt: Als Erstgeborenem stand mir nämlich unsere kleine Schänke zu, die an einem kleinen Übergang über den kleinen Schwalmfluss zwischen zwei ebenso kleinen Ortschaften gelegen war.

Wie?

Ei, gewiss gibt es auch Großes bei uns: Sehet mich an!

Von dem Tag an jedenfalls, da ich groß genug war, da ich etwa vier Fuß maß und den ein oder anderen Zoll, groß genug also, um einen Humpen dunkles Bier vom Ausschank zum Tische schleppen zu können, von dem Tag an ... Ja, ihr Trunksüchtigen, das mit dem Bier, das gefällt euch wohl, da leckt ihr euch die Lippen, was?

Von da an, ihr guten Leute, war ich häufiger in der Gaststube zu finden als an einem anderen Ort.

Wie eifrig lauschte ich den Geschichten, welche uns die Reisenden erzählten, die zwischen den allüberall gerühmten Städten Homberg, Burcken und Frideslar verkehrten, aber auch bis auf die Märkte von Cassela oder Ciegenhain zogen! Sei es, dass sie um eine Braut werben, sei es, dass sie ein Stück Vieh kaufen wollten - oder umgekehrt -, bei uns kehrten sie ein und taten groß damit.

Und ich lauschte ihnen Abend für Abend, bis sie sich auf ihren Strohsäcken schließlich in der Gaststube zur Ruhe betteten, um in aller Früh wieder aufzustehen und ihre Braut aus dem Stall zu holen oder ihr Vieh aus dem Bett ...

Oh, ich bitte vielmals um Vergebung, meine gute Frau Tugendsam.

Aber kennt ihr das: Während unsere älteren Gäste sich über einem Krug unseres vortrefflich gebrauten Bieres besserer Zeiten zu erinnern meinten und größerer Kaiser, währenddem versicherten die Jüngeren einander etwas ganz anderes: Vielleicht seien die Kaiser damals wahrhaftig ein wenig größer gewesen oder auch, liebebreizende Damen, besser bestückt ...

Doch, doch, so sagt man.

Oder was glaubt ihr, warum sagt man Karl *der Große*? Oder Otto *der Große*? Warum wohl, hm?

Vielleicht seien die alten Kaiser also größer gewesen, sonst aber sei kaum etwas besser gewesen. *Das* sagten nämlich die Jüngeren. Nun dämmere jedoch, so raunten

sie, eine neue Zeit herauf, eine Zeit voll neuer Gedanken und des Aufbegehrens gegen all das Überkommene. Und hinter vorgehaltener Hand flüsternten sie dann mit einer Stimme, die sich jenseits ihres Tisches schon wieder verlor, die Macht von Kirche und Reich seien im Schwinden, der Ritterstand verlöre an Bedeutung, die Bürger der Städte trügen ihre Mützen immer stolzer - und die Bauern zögen in den Krieg .....

*Entsprechend dem Beschluss des Landtages auf der Homberger Synode ließ der junge Landgraf Philipp I. von Hessen, genannt der Großmütige, eine neue Kirchenordnung ausarbeiten. Als das nach einigen Monaten geschehen war, ließ er das sehr umfangreiche Werk an Martin Luther schicken - und der Reformator, dem bereits die Forderungen der Bauernschaft missfallen hatten (siehe auch Die Hand), riet von seiner Einführung ab: wenig und wohl, nicht zu hastig und stetig sei besser vorzugehen.*

*Zuerst sollten nämlich die Pfarren und Schulen mit guten Leuten versorgt sein und erst dann solle ein Buch mit allen Regeln darin geschrieben werden.*

*Philipp folgte tatsächlich Luthers Rat und führte die Reformation in Hessen nur langsam ein - unser guter Redner aus dieser Geschichte war also ein wenig voreilig mit all seinen Verkündigungen.*

*Erst mit ein wenig Abstand zur Synode fanden darum viele der im Anschluss an sie erarbeiteten Vorschläge ihren Eingang in das hessische Kirchenleben. Mit seinen Handlungen allerdings positionierte Philipp sich als einer der ersten Reichsfürsten eindeutig gegen den Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, aber auch gegen den geistlichen Einfluss des Bistums Mainz in den Pfarren und Klöstern seiner Landgrafschaft. Letztendlich war es aber der römische Papst, der seine nominelle Oberhoheit über die hessische Kirche an den weltlichen Herrn des Landes verlor.*

*Mit der Reformation hatten in den protestantischen Ländern die Klöster ihre historisch bedeutende Rolle ausgespielt (während sie in den katholischen Ländern größtenteils erst um 1800 im Zuge der sog. Säkularisation aufgelöst wurden): Allein in Hessen wurden an die fünfzig von ihnen aufgelöst, Klöster der Benediktiner, der Zisterzienser, der Prämonstratenser und andere (wohingegen im mainzischen Fritzlar etwa das Chorherrenstift des Domes und das Kloster der Franziskaner verblieben). Einige Klöster wurden zu Landeshospitälern für Arme und Kranke umgewidmet, speziell auch für Geistesranke (zum Beispiel Haina für Ober- sowie Merxhausen für Niederhessen). Die Auflösung geschah nicht immer ohne Widerstand von Seiten der Mönche und dauerte in manchen Fällen darum etliche Jahre.*

*Das Vermögen der Klöster war gründlich festgestellt worden und ging nun teils in die Hände des Landgrafen über, teils wurde es zur Abfindung der vormaligen Insassen verwendet. Philipp verwendete die Gelder dann unter anderem, um in Marburg die erste hessische Universität zu gründen. An ihr wurden fortan Priester im protestantischen und Beamte im landgräflichen Sinne ausgebildet: 11 Lehrer und 88 Studenten eröffneten 1527 formell den Lehrbetrieb. Im Lauf der folgenden Jahre gab das der gesamten Landesverwaltung in den Bereichen Verkehr, Sicherheit, Rechts- und Finanzwesen einen beträchtlichen Schub. Überall lösten die Universitäten nun die Klöster als Stätten der Bildung ab.*

*Im Zuge der Reformation wurde auch das Kloster Spieskappel (siehe O Hassia fortissima!) aufgelöst.*

## Die Ratte im Stroh (1603)

Marthe hörte das Rascheln der Ratte und bekam eine Gänsehaut. Nichts wünschte sie sich sehnlicher als einen Holzknüppel. Aber das einzige, was einer Waffe gleichkam, war der hölzerne Zuber mit ihren eigenen Ausscheidungen. Diesen mit ihren gefesselten Händen zu werfen, wäre einer Wette mit dem Teufel gleichgekommen. Sie versuchte, die Dunkelheit mit den Augen zu durchdringen, aber inmitten der Nacht war das ein sinnloses Unterfangen. Selbst am Tag sah man hier nicht mehr als Dämmerlicht.

Wieder raschelte es. Das Nagetier war auf Nahrungssuche. Marthe nahm an, dass es die gleiche Ratte war wie zuvor, denn sie mochte sich einfach nicht vorstellen, dass mehr als eines dieser Tiere in der Dunkelheit lauerte.

Sie hoffte es.

Doch Mutter Hoffnung gebar viel zu häufig eine Tochter, die den Namen Enttäuschung erhielt.

Wovon auch sollten die Ratten hier drin leben? Im Grauen Turm, in den die Männer geworfen wurden, mochte das anders sein, der stand selten leer. Aber es lag schon einige Jahre zurück, dass eine Frau in *diesem* Turm eingesperrt gewesen war. Marthe erinnerte sich daran: Anna Kleinscheffer, eine Kaufmannswitwe, welche sich heimlich aus der Gildekasse bedient hatte. Oder war nach der Kleinscheffer noch die lahme Speckmüllersche hier eingessen, des Hexenwerks beschuldigt, weil sie nach zehn Jahren kinderloser Ehe schwanger geworden war? Was einzig bedeuten konnte, dass sie das Kind vom Teufel persönlich empfangen hatte.

Nein, das mit der Speckmüllerschen musste vorher gewesen sein, in einem langen, sehr kalten Winter. Wohingegen die Kaufmannswitwe fast den ganzen darauffolgenden Sommer auf ihre Hinrichtung gewartet hatte.

So gleichgültig war das jetzt - aber Marthe war froh darüber, dass Sommer war. Sie mochte sich nicht vorstellen, wie es wäre, im Winter hier zu sitzen, wenn eine solche Eiseskälte, wie sie vor allem die letzten drei oder vier Winter gebracht hatten, aus dem Boden in alle Glieder kroch. Dann wurden Hände und Füße taub und die Nase dazu, und man mochte und konnte sich gar nicht mehr rühren.

Schlimm genug war schon, dass sie ihre Notdurft in einen Eimer verrichten musste, welchen ein grobschlächtiger Kerl alle Tage wegholte und dabei rief, *das* sei ihm verdammt noch mal der liebste Blumenduft - nur schade, dass Johann, seligen Angedenkens, das nun nicht mehr riechen könne ... Sie schämte sich unsäglich dafür und war untröstlich darüber, dass sie sich nicht reinigen konnte.

Noch gelang es ihr, die Tränen zurückzuhalten, noch hatte sie kein einziges Mal geweint, seit sie in der dunklen Tiefe dieses Turmes hockte. Aber das Herz war ihr unendlich schwer. Sie wusste einfach nicht, was sie sagen oder tun konnte, es war alles vergebens, und all ihre Gebete waren kraftlos.

In den ersten Tagen hatte sie noch gehofft, dass die Kirche ihr helfen werde. Aber das war nur eine von vielen vergeblichen Hoffnungen gewesen. Die Chorherren der Stadt waren einzig bemüht, das Büsserhemd ihres Amtsbruders reinzuwaschen - und ganz offensichtlich hegten sie sogar die Absicht, die Schuld bei ihr zu suchen, um ihren ewigen Streit mit dem Rat der Stadt nicht weiter zu vertiefen.



Mit welchen Mitteln sie den edlen Chorherrn Jodokus von Judde verführt habe, hatte auch der Amtmann aus Mainz sie gefragt, vor den sie gebracht worden war.

Mit keinen Mitteln, hatte sie entgegnet, sie habe niemanden verführt, sei eine anständige Bürgerin.

Er hatte aufgelacht: Die möge es geben, vielleicht, er hege da aber einige Zweifel. *Sie* wäre jedoch ganz gewisslich keine anständige Bürgerin. Genau genommen, hatte er betont, wäre sie ja nicht einmal eine Bürgerin, sondern nur die Frau eines Bürgers. Zumal eines *toten* Bürgers.

Was sie denn dafür könne, wenn ein anderer Mann den ihren totschiage?

Alles könne sie dafür, alles, alles, alles! Da seien sie sich doch gewiss einig, sie beide, sie wäre nämlich eine Sünderin, aber was für eine, bei allen Heiligen!

Das sei sie nicht, hatte sie gerufen, sie sei eine ehrsame und gottesfürchtige Frau.

Sie solle hier nicht falsches Zeugnis ablegen! In dieser Stadt ginge es ja zu wie bei den Reformierten, das sei hier geradezu ein Sodom und Gomorrha! Außerdem solle sie ruhig alles zugeben, sie wüssten es ohnehin.

Warum sie dann überhaupt hier sei, hatte sie wissen wollen.

Sie solle, hatte der Amtmann da wütend gezischt, jetzt mal nicht frech werden und vor allem nicht so dumm fragen, das stehe einem Weib nicht an.

Und in diesem Augenblick hatte sie gewusst, dass jedes weitere Wort vergebens war, hatte von nun an geschwiegen und war schließlich in den viereckigen Turm gebracht worden. Die Wachen hatten ihren Mann gut gekannt, und demnach benahmen sie sich ihr gegenüber rücksichtslos und grob, hatten auch kaum Hemmungen, wie zufällig ihre Brüste oder ihren Hintern zu begripschen.

„Frag nit so dumm!“

Das hatte bereits ihr Vater immer gesagt und auch ihre Mutter, die den Ausspruch ihres Ehemannes gern übernommen hatte, denn mit eigenen Worten kam sie gegen ihre Tochter nur selten an.

Später hatte auch Johann das häufig gesagt: ‚Frag nit so dumm!‘ Manchmal hatte er sie dann noch geschlagen, aber immer mit der flachen Hand, nie mit der Faust. Andere hatten es da nicht so gut.

Sie wusste aber, dass sie nicht war wie andere. Schon als Kind hatte sie das gespürt, ohne dass sie es hätte in Worte fassen können: Sie war lebhaft, sie war umtriebig und vor allem war sie neugierig, hatte immer schon Fragen gestellt, viele, viele Fragen.

Warum sie nicht wie andere Kinder aus dem Dorf zum Pfarrer in die neue Schule gehen dürfe?

Wie weit dieses Indienland weg sei, von dem man neuerdings immer wieder hörte, und wie man da hinkäme?

Warum Frauen schon Sünderinnen sein sollten, ehe sie überhaupt geboren waren?

‚Frag nit so dumm!‘ So lautete für gewöhnlich die Antwort, manchmal gefolgt von einer Ohrfeige.

Sie war aber nicht nur neugierig, sie war auch nicht so gebaut wie die meisten anderen Frauen im Dorf, hatte weniger kräftige Arme, weniger breite Hüften und weniger große Brüste: Zum Arbeiten und zum Kinderkriegen war sie damit in den Augen der meisten Männer - und Frauen - kaum geeignet. Mit ihren schlanken Gliedern, dem langen Hals und den blonden Haaren sei sie dafür gemacht, einem Mann zu gefallen, hatte ihre Muhme einmal gesagt. Allerdings hatte sie beinah traurig hinzugefügt: In ihrem Stand gäbe es keinen Mann, der Gefallen an einer Frau finden wolle. In ihrem Stand - das wusste Marthe selbst - gab es ausschließlich Männer, die Frauen mit kräftigen Armen, breiten Hüften und großen Brüsten wollten. Allesamt

arbeits- und schweigsame Männer, die langsam dachten, aber schnell mit der Hand ausholten, wenn ihnen etwas nicht schmeckte oder die Frau eine eigene Meinung hatte  
.....

*Im Jahr 1603 wurde in Fritzlar der Nachtwächter Johann Franke von einem Chorherren mit Namen Jodokus oder Jobst Judde ermordet. Die Chorherren waren Kirchenmänner, welche die umfangreichen Liegenschaften und das Vermögen des St. Peter-Stiftes verwalteten, die kein Gelübde abgelegt hatten und nicht mönchisch lebten, aber die Domschule besucht hatten und in der beschriebenen Zeit große, steinerne Kurienhäuser bewohnten. Schon um das Jahr 1000 herum war das alte bonifatianische Kloster in ein Chorherrenstift umgewandelt worden, wobei die Chorherren sich zumeist aus den adligen Familien Niederhessens rekrutierten.*

*Johann Franke wurde in einer kleinen Gasse erstochen, die heute Fischgasse heißt. Vermutlich ging es bei dem Streit um eine Frau. Was aus ihr geworden ist, berichtet jedoch keine Quelle. Von dem Chorherren Judde ist lediglich bekannt, dass er sein Amt noch lange innehatte - vermutlich weil er als Chor- oder Stiftsherr Immunität genoss -, irgendwann aber resignierte, das heißt, sein Amt aufgab. Warum er resignierte, wissen wir nicht. Nach seinem Tod, etwa im Jahr 1616, unternahm Juddes Bruder eine Pilgerreise nach Santiago de Compostela, um am Grab des heiligen Jakob für das Seelenheil seines verstorbenen Bruders zu beten.*

*Fritzlar war zu dieser Zeit immer noch in mainzischem Besitz und nach der Gegenreformation, welche eine kleine Auswanderungswelle nach sich gezogen hatte, bei der sich sogar manche Familie teilte, wieder überwiegend katholischen Glaubens.*

*In der protestantischen Landgrafschaft Hessen-Kassel, welche die Stadt umgab, rangen unterdessen lutherische und reformierte (= calvinistische) Pfarrer um die Deutungshoheit in den Kirchen.*

*Unter anderem betraf das die Ausgestaltung von Liturgie und Abendmahl oder die Verwendung von Bilderschmuck. Das Ergebnis dieses Ringens fiel je nach Gebiet - Grafschaft Waldeck, Fürstabtei Fulda, Freie Reichsstadt Wetzlar, mainzische Besitzungen usw. - unterschiedlich aus, da seit dem Augsburger Religionsfrieden der jeweilige Landesherr auch die Religion bestimmte. Im Jahr 1605 trat Landgraf Moritz, genannt ‚der Gelehrte‘, ganz offen zum Calvinismus über. Hessen-Darmstadt blieb hingegen lutherisch gesinnt, was dem Verhältnis der beiden Landgrafschaften zueinander nicht förderlich war.*

## Sorglos (1630)

«Was bist du, Junge?» Der Feldschreiber schaute nur kurz von seiner Mahlzeit auf. «Pikenier oder Musketier?»

Sorge schien, bei einer solch bedeutungsvollen Frage sei eine gewisse Vorsicht angebracht. «Was ...» Er räusperte sich. «Was wird denn gezahlt?»

«Fieben Gulden für Pikeniere, fünf für Mufketiere.» Während Sorges Frage hatte der Schreiber mit dunklen Zähnen einen großen Bissen von einem Teigfladen gerissen. «Reiter kriegen fehn Gulden.» Kleine Teigstückchen flogen auf den Tisch, vor dem Sorge stand. Der Mann schluckte. «Bist du ein Reiter?»

«Ich bin Pikenier», sagte Sorge schnell, dem längst das Wasser im Mund zusammengelaufen war. Seit dem Morgenmahl hatte er nicht einen Bissen mehr zu sich genommen, und Mittag war längst vorüber. Er hatte nur eine sehr ungefähre Vorstellung davon, was ein Pikenier tat. Wenn er aber mehr Sold empfing als ein Musketier, dann musste auch seine Tätigkeit besser sein, das war gewiss. Knallende Musketen ängstigten ihn im Grunde. Und ein Blick auf den dünnen Mann, der mit seinem Eisenrohr rechts vom Tisch stand und bedeutungsvoll tat, obwohl er weniger Sold erhielt als der großgewachsene Pikenier in dem schwarzen, gefütterten Wams linker Hand, der außer seiner langen Waffe in der kräftigen Hand eine schöne Feder am Hut trug, ließ beinahe Mitleid in ihm aufkommen.

Außerdem: Was sollte daran schwer sein, eine Pike zu führen, wenn man mit einer Mistgabel umgehen konnte?

Über den ‚Reiter‘ auch nur nachzudenken war natürlich sinnlos, denn ein Pferd besaß Sorge nicht.

«Pikenier, von mir aus. Mach hier», der Feldschreiber schob ein Blatt Papier über den Tisch und wies mit der Hand auf eine Stelle, «dein Zeichen hin.» Mehrere Teigstückchen lagen auf dem Papier.

«Ich kann schreiben», beehrte Sorge auf. «Bin zur Schule gegangen. Fünf Jahre. Hab die Bibel und den Katechismus lesen müssen.» Er konnte sich nicht erinnern, jemals stolz darauf gewesen zu sein, in jedem verdammten Winter die Schule besucht zu haben - im Gegenteil, was hatte er an stillen Flüchen getan! In diesem Augenblick war er aber froh darum.

«Auch gut», kaute der Schreiber. «Aber lass dir mal mit deinem Namen keine fünf Jahre Zeit, da warten noch andere.»

Sorge beugte sich nach unten, griff nach der Feder, tauchte sie in ein Fässchen mit Tinte und schrieb langsam, die Lippen aufeinandergepresst, seinen Namen auf das Papier: S-e-b-a-s-t-i-a-n S-o-r-ge.

Dann richtete er sich wieder auf und sah dem Schreiber erwartungsvoll ins Gesicht. In der Tat standen hinter ihm weitere Männer an, um sich anwerben zu lassen. Nicht nur in Waberen hatten die Werber kräftig die Trommel gerührt, und so mancher war nach Homberg gekommen, um für den Landgrafen in den Krieg zu ziehen, der ein neues Regiment aufstellte.

Der Schreiber schluckte den letzten Bissen hinab, hob einen Lederschlauch zum Mund, trank und wischte sich anschließend mit dem Ärmel darüber. Dann erst widmete er sich wieder Sorge, indem er dessen Namen vorlas. «Sorge, aha! Und woher, Sorge?» Er schaute auf. «Waberen? Wie schreibt man das? Also, Sorge, übermorgen mit dem Hahnenschrei an diesem Platz. Hier sind vier Gulden als Anzahlung. Wird dir von deinem ersten Lohn abgezogen, so steht's in deinem Vertrag, Junge. Wer nicht kommt, wird geholt und dann gibt's gleich ein

Spießbrutenlaufen oder Schlimmeres. Steht auch in deinem Vertrag. - Der Nächste!»

«Was ist mit dem Soldatenkleid? Wird das gestellt?»

Der Schreiber hob die Augenbrauen. «Meinst wohl, du kommst in ein Kloster, hm? Was glaubst du, wofür du die Anzahlung bekommst? Von Kleidung steht nichts in deinem Vertrag. - Der Nächste!»

«Und die Pike?»

Jetzt lachte der Kerl. Beifallheischend drehte er den Kopf erst zu dem Musketier und dann zu dem Pikenier und hob die Stimme. «Seit jeher sorgt sich der Soldat selbst um seine Waffe - aber in drei Teufelsnamen, für dich machen wir gern eine Ausnahme, auch wenn es nicht in deinem Vertrag steht.»

«Junge, wir halten dir sogar den Pullermann, wenn du mal aus der Reihe treten musst», rief der mit der Muskete, «und der ganze Haufen wartet natürlich gern, bis du jeden gottverdammten Tropfen abgeschüttelt hast.» Der Pikenier grinste nur.

Sorge wurde rot wie ein Apfel, und als der Feldschreiber zum dritten Mal den Nächsten aufrief, machte er sich schleunigst davon.

Nach hundert Schritten holte ihn der Hochmut aber doch ein. Pikenier, das war doch was! Da konnten sie daheim stolz auf ihn sein. Sein Freund und Nachbar Karl kam ihm in den Sinn, der war schwächlich, der taugte zu nicht mehr als zum Dorfschullehrer oder zum Küster.

Er aber, Sebastian Sorge, war Soldat geworden und hatte die Tasche voller Gulden.

Nur, wie sollte er das der Mutter erklären? Und der Antonia? Die wäre alles andere als stolz, die wartete doch nur darauf, dass er ihr endlich einen Antrag machte. Guter Rat wäre da teuer ...

«He, Junge! Wart' einmal.»

Sorge blieb stehen. Ein Kerl in Lumpen hatte ihn angesprochen, beträchtlich älter als Sorge, aber einen halben Kopf kleiner, denn Sorge war groß. Das lag in der Familie, der ältere Bruder war auch an die sechs Fuß lang, und der Vater war noch ein Stück darüber gewesen.

«Ja?»

«Pikenier oder Musketier?»

Offensichtlich hatte der Kerl ihn am Tisch des Werbers gesehen. «Pikenier», sagte er stolz.

«Gute Wahl», gurrte der Kerl, und Sorge wurde gleich noch einmal wohler. «Mein Sohn war auch bei den Pikenieren. Da nehmen sie nur die Besten. Die, die was aushalten können. Musketier kann jeder werden, aber ein Pikenier - oho!»

«Wahrhaftig? Bei wem war er denn?»

«Auch bei den Landgräflichen. Hat immer in vorderster Reihe gestanden. Bis ...» Er machte ein betrübtes Gesicht.

«Tot?»

«Von einem Musketier erschossen.»

«Verdammte Musketiere!», stieß Sorge hervor und wurde von einer neuerlichen Abneigung gegen all diese Musketiere übermannt, die den ehrlichen Kampf Mann gegen Mann scheuten und mit ihren verlogenen Waffen aus der Ferne kämpften. Dem verstorbenen Sohn dieses Kerles, der beinah sein Kamerad geworden wäre, flog dagegen sein Herz zu.

Der nickte. «Hat sein Sankt-Georgs-Hemd nicht getragen.»

«Nicht sein ... Was?» Sorge war nicht sicher, ob er den Kerl verstanden hatte. Tränen waren dem nun in die Augen getreten.

«Sein Sankt-Georgs-Hemd. Hat er nicht getragen, der dumme Junge. Nur einmal hat er es vergessen und ... Peng!» Der Fremde wischte mit dem Handrücken über die



Augen. «Wenn er es getragen hätte, wäre er noch am Leben. Ganz sicher.»

«Wirklich?»

«Aber sicher. Das Hemd», der Lumpenkerl senkte seine Stimme und sah sich verschwörerisch um, «macht nämlich fest gegen Kugeln.»

«Wirklich?», wiederholte Sorge. Unwillkürlich hatte er ebenfalls leiser gesprochen. Er spürte, wie die Ehrfurcht in ihm aufstieg.

Der Kerl holte einen Fetzen von Leinen unter seinem eigenen Hemd hervor, der im Ganzen zu seiner zerrissenen Aufmachung passte. «Schau!» Er wickelte das Stoffstück auseinander, das nun die Form eines Hemdes annahm, wenn auch eines sehr dreckigen. «Hier siehst du, wie die Kugeln abgeprallt sind, und zwar mehr als eine.» Der Kerl wies mit schmutzigen Fingern auf Verfärbungen in dem hellen Stoff.

«Die Kugeln gehen nicht durch?», fragte Sorge. Sein Mund war trocken geworden. Wenn er ein solches Hemd hätte ...

«Ganz bestimmt nicht. Und da trägt er es einmal nicht und ... Peng! - Ach, dass man seinen einzigen Sohn begraben muss!» Eine weitere Träne stahl sich aus dem Auge des Mannes, und Sorge fühlte echtes Mitleid mit ihm. «Was glaubst du, wie deine Eltern leiden werden, wenn du zu den Landsknechten gehst. Deine Mutter vor allem. Hast du noch eine?»

Sorge nickte. Die Mutter, oh weh, die wäre nicht erfreut! Wenn er aber ein solches Hemd trüge ... «Ist das Hemd zu verkaufen?»

Der Mann zuckte zusammen. «Das Hemd meines Sohnes? Gütiger Gott, nein! Es ist das letzte Stück, was ich von ihm habe. Ein Kamerad brachte es vorbei. Gute Kerle, die Pikeniere, allesamt gute Kerle, wirklich. Die Musketiere

dagegen ...» Er machte eine abfällige Handbewegung.  
«Haben Köpfe so hohl wie ihre Rohre.»

Sorge musste laut lachen. Ja, das hatten sie gewiss. Der Musketier am Tisch hatte das eben bewiesen.

Der abgerissene Kerl sah ihn an wie ein treuer Hund.  
«Vielleicht, ich meine, mein Weib wäre *vielleicht* nicht unfroh, wenn sie wüsste, dass das Hemd ihres Sohnes, welches sein Leben so oft geschützt hat, nun das Kind einer anderen Mutter schützen würde. Gewiss wäre ihr das ein Trost, ganz gewiss ... Was würdest du denn dafür geben wollen?»

«Nun, einen Gulden würde ich schon geben.»

«Einen Gulden? Für ein Sankt-Georgs-Hemd *und* die letzte Erinnerung an meinen Sohn?»

Sorge überlegte nicht lange, hier galt es sein Leben und das möglicherweise mehr als einmal. «Zwei Gulden», sagte er darum .....

*In Hessen hat der Dreißigjährige Krieg besonders gewütet, und alle Kriegsparteien waren an diesem brutalen Hauen und Stechen beteiligt, unter dem die Bevölkerung so unsäglich leiden musste. Münzverschlechterungen (um 1630), Hexenwahn (ebenfalls um 1630, siehe auch die Kunst des Backens), Pestausbrüche (um 1634) und eine beinahe flächendeckende Misshandlung der Bevölkerung (vor allem, aber nicht nur im Jahr 1637, dem sog. Kroatenjahr) kamen zu den schon üblichen, beinahe alljährlichen Plünderungen, Verwüstungen und Gräueln noch hinzu.*

*Die Fronten in diesem langen Konflikt waren oft unklar und längst nicht immer vom Glauben diktiert, sondern zumeist von der Macht bestimmt und der Sorge um ihren Erhalt. So kämpfte etwa der zum reformierten Calvinismus übergetretene Landgraf Moritz auf Seiten der protestantischen Union, während das protestantisch-lutherische Hessen-Darmstadt auf Seiten der Kai-*

*serlichen focht. Wen wundert es, wenn auch gewöhnliche Söldner oft mehr als einmal die Seiten wechselten?*

*Auf hessischer Ebene gab es zudem einen zweiten Konflikt, den sog. Hessenkrieg, in dem Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt sich um das Marburger Erbe stritten, immer noch eine Folge der Teilung der Landgrafschaft Hessen unter die vier Söhne von Philipp dem Großmütigen im Jahr 1567 (siehe Mehr Teile, weniger Ganzes). Zusammen mit dem großen Krieg, der dreißig Jahre währte, endete 1648 auch dieser Konflikt und vereinte nach achtzig Jahren Teile von Oberhessen (Hessen-Marburg) wieder mit Niederhessen (Hessen-Kassel). Hessen-Darmstadt blieb hingegen eigenständig und erhielt außerdem den größeren Teil Oberhessens.*

*Im restlichen Reich war unterdessen endgültig der Flickenteppich aus unzähligen Kleinstaaten entstanden, der die deutschen Geschieke bis zum Reichsdeputationshauptschluss (siehe Anmerkungen zu Aus Neun mach Eins) und zur bismarck-schen Reichsgründung bestimmen sollte.*

## Winterschüler (1730)

Kunz hasste die Schule und an diesem Tag im März ganz besonders.

Von Pfarrer Fincke war Kunz elf Jahre zuvor auf den Namen Konrad getauft worden, so wie auch sein Vater hieß. Alle im Ort nannten ihn aber einfach Kunz, sogar seine Mutter, weil das der Name war, mit dem sie auch seine Familie für gewöhnlich riefen, die eigentlich Fenner hieß: Kunz also oder Kunzens, wenn man sich unmittelbar auf die Mitglieder der Familie und ihren Besitz bezog - Kunzens Konrad, Kunzens Marie, Kunzens Katze, Kunzens winziges, schiefes Haus am Rand des Ortes und so weiter.

Für alle war der junge Konrad Fenner demnach nur Kunz oder Kunzens Kunz. Im Grunde war das nichts anderes eine Dopplung, sogar im zweifachen Sinne, denn sein Vater war noch am Leben und wurde üblicherweise genauso gerufen.

Wenn auch niemand sagen konnte, wie lange Kunzens Vater noch leben würde.

Konrad Fenner der Ältere litt an Schwindsucht, weshalb er sich schon lange nicht mehr als Tagelöhner verdienen konnte. Um ein paar Pfennige zu verdienen, half darum seine Frau Marie bei den Bauern des Ortes aus, die sie aber deutlich schlechter bezahlten als zuvor ihren Mann. Zu einem Teil erklärte das die Verzweiflung, welche stets aus ihrer Miene und ihrer leisen, müden Stimme sprach.

Anstelle der Mutter kümmerte sich Kunzens Großmutter, eine an Kopf und Körper unbewegliche Frau von fast sechzig Jahren, um Kunz und seine Geschwister. Sie roch alt und war streng, aber milde im Vergleich zu Kunzens Großvater mit dem lahmen Bein, der regelrecht

böse war und zu Wutausbrüchen neigte, zu Kopfnüssen und Schlägen und manchmal, wenn er sich irgendwo festhalten konnte, auch zu Tritten.

Kunzens jüngere Geschwister füllten den einzigen Raum des kleinen Hauses wie Ferkel einen Schweinestall: Eins hustete aber immerzu, hatte keine rechte Lust zu essen und war häufig fiebrig, weshalb alle annahmen, es sei ebenfalls von der Schwindsucht befallen; ein anderes war im Kopf nicht ganz richtig, und drei waren nur kleine, magere Mädchen.

Zu essen gab es bei Kunzens nie genug, ganz gleich, ob es Rübensuppe, Pellkartoffeln oder Haferbrei gab. Und etwas anderes gab es nie.

Darum war auch Kunz dünn, fast so dünn wie sein Vater, der mehr und mehr dahinschwand. Hätte Kunz an Zahlen mehr Vergnügen gefunden, dann hätte er leicht alle seine Rippen zählen können und die seines Vaters gleich dazu. Aber Zahlen gingen ihm nur schwer in den Kopf. Jeden Morgen musste er jedoch, so kam es ihm vor, den Kälberstrick ein wenig enger um sein schmales Becken schnüren. Kunz litt außerdem unter der Kopfgrippe, alle paar Tage stach und drückte es so arg in seinem Schädel, dass er sich am liebsten hingelegt und die Augen zuge- macht hätte. Aber das ging natürlich nicht, weder zuhause noch in der Schule: Zuhause erlaubte der Großvater das nicht und in der Schule der Lehrer.

Bei Kunzens zuhause war es nicht leicht, und oft genug war es einfach traurig, aber in der Schule war es für Kunz richtig schlimm.

Den Klassenraum betrat Kunz immer langsam. Solange der Opfermann noch nicht anwesend war, war es klug, den Klassenraum mit Vorsicht zu betreten, denn es konnte ihm wertvolle Augenblicke bringen, ehe die älteren Schüler auf Kunz aufmerksam wurden und sich über ihn hermachten,

ihn herumschubsten, ihm Kopfnüsse gaben oder sonst was mit ihm anstellten. Sie taten das auch mit den anderen jüngeren Kindern, aber Kunz war ihr liebstes Opfer.

Wenn Kunz aber das Betreten des Klassenraumes hinauszögerte, dann konnte nämlich schon der Opfermann seinen Auftritt haben, und das gab den Dingen vielleicht einen ganz anderen Verlauf. Nicht immer einen besseren, aber einen anderen.

Im Grunde war es für Kunz stets ein Spagat: Betrat er den Klassenraum zu früh, war er der Willkür der älteren Schüler ausgesetzt. Betrat er ihn zu spät, bestrafte ihn der Opfermann.

Denn von allen, die ihn piesackten, war der Opfermann mit Abstand der Schlimmste.

Der Opfermann Bickel war im Grunde nur der Gehilfe von Pfarrer Fincke und zuständig für die Glocken, für das Reinhalten der Kirche und das Einsammeln des sonntäglichen Opfers. Pfarrer Fincke hatte ihm aber außerdem den Schulunterricht aufgetragen, weil er Bedeutsameres zu tun hatte, etwa den Gottesdienst vorbereiten musste, Besuche zu machen hatte oder einfach kein Vergnügen daran empfand, dreißig Kinder zwischen fünf und dreizehn Jahren stundenlang zu unterrichten. Zumeist waren das Jungen, welche ihrerseits wenig Lust dazu verspürten, den ganzen Winter über in einem ungeheizten Raum zu sitzen und sich für Stunden nicht bewegen zu dürfen. Eine gute Handvoll dieser dreißig Kinder waren Pfarrer Finckes eigene.

Im Ort galt Opfermann Bickel als redlich und rechtschaffen. Wenn die Schüler die Bedeutung dieser Worte besser verstanden hätten, dann hätten sie das sicher anders gesehen, allen voran Kunz.

Denn Opfermann Bickel hatte ein großes, sogar ein sehr großes Vergnügen daran, die Kinder zu quälen und zu misshandeln. Seine Schüler nannten ihn unter sich nur

‚Daumen‘, weil eine seiner liebsten Gewohnheiten darin bestand, seinen dicken, verhornten Daumen - und zwar in den meisten Fällen seinen rechten - ganz fest in Dinge zu stecken, in die er nicht hineingehörte. In Nackenmuskeln oder Ohren zum Beispiel. Und das machte Opfermann Bickel gern bei allen männlichen Schülern, ohne Ausnahme, sowohl bei den jüngeren als auch bei den älteren. Nur die Fincke-Kinder durften sich in der Regel eines etwas geringeren Druckes erfreuen. Alle Mädchen dagegen stach Opfermann Bickel für gewöhnlich in das dicke Bein nahe der Leiste.

Am liebsten gebrauchte er seinen Daumen aber bei Kunz. Von Seiten einiger Mitschüler brachte ihm das ein gewisses Mitleid ein, wohingegen die Mehrheit einfach froh darüber war, weil es zumindest einen in der Klasse gab, dem es auf jeden Fall schlechter ging als ihnen selbst.

Das pädagogische Geschick von Opfermann Bickel war mindestens ebenso fragwürdig wie sein menschliches.

«Was seht ihr hier?», rief er gern und hielt seinen Daumen hoch.

«Einen Daumen, Herr Bickel», brüllte dann die ganze Klasse.

«Und was bringt der Daumen?»

«Schmerzen, Herr Bickel!»

«Da habt ihr verdammt recht, ihr Nichtsnutze, Schmerzen, ungeheure, geradezu herkulische, ewig währende Schmerzen! Also seht zu, dass ihr aufmerksam seid. Was sollt ihr sein, bei Gott und bei meinem Daumen?»

«Aufmerksam, Herr Bickel!»

«Aufmerksam, jawohl. Denn der Landgraf will, dass ihr etwas lernt, was in meinen Augen allerdings vergebene Liebesmüh ist und zudem vergebene Zeit, die ich weitaus besser nutzen könnte. Wer will aber, dass ihr in die Schule geht?»

«Der Landgraf, Herr Bickel!»

«Landgraf Carl, jawohl, und der weiß es am besten, ihr Nichtsnutze, Gott sei's geklagt! Und darum sagt mir nun, was das für ein ungemein wichtiger Buchstabe ist, den ich an die Tafel gemalt habe?»

«Ein A, Herr Bickel!»

«Da habt ihr Nichtsnutze verdammt recht! Und warum ist das A so wichtig?»

«Weil es am Anfang steht, Herr Bickel!»

«Am Anfang wovon?»

«Vom Alphabet, Herr Bickel!»

«Allerdings, ihr Dummköpfe, am Anfang vom Alphabet, und darum ist das A der wichtigste Buchstabe von allen, merkt euch das .....

*Die von Philipp dem Großmütigen in Hessen eingeführte Reformation hatte den Aufbau eines geregelten Schulwesens zur Folge, wenn auch sehr langsam. Ab 1600 entstanden dann aber immer mehr Dorfschulen, an denen fast ausschließlich die Bibel und der Katechismus als Unterrichtsmaterialien eingesetzt wurden. Beten und Singen neben ein wenig Schreiben und Rechnen bildeten meist die wichtigsten Inhalte des Unterrichts. In der Anfangszeit waren es häufig die wenig angesehenen, schlecht besoldeten und nicht ausgebildeten Küster oder Opfermänner, die den Schuldienst zu versehen hatten, um sich ein wenig Geld dazu zu verdienen. Landgraf Carl führte dann 1726 eine allgemeine Schulpflicht ein, deren Umsetzung aber erst hundert Jahre später tatsächlich vollendet war.*

*In einer Reihe von fähigen Herrschern und Herrscherinnen, welche das Haus Hessen der ausgebluteten Landgrafschaft Hessen-Kassel nach dem Dreißigjährigen Krieg stellte, ist Landgraf Carl vermutlich der bedeutendste. Erst nach mehr als fünfzigjähriger Herrschaft starb er 1730.*



*Vor allem seine barocken Bautätigkeiten prägten das Bild seiner Residenzstadt Kassel. Die Wirtschaft des immer noch unter den Kriegsfolgen leidenden Landes erfuhr unter seiner Regierung und aufgrund seiner Gesetze ebenfalls einen deutlichen Aufschwung.*

*Auf der anderen Seite war Landgraf Carl aber auch der Begründer des Soldatenhandels, hatte er doch nach und nach ein so großes stehendes Heer aufgestellt, dass es schon allein für seinen Unterhalt auch zwingend eingesetzt werden musste. Im Jahr 1677 kämpften erstmals hessische Soldaten unter fremder Flagge: Der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches selbst bezahlte dem Landgrafen jeweils 20 Taler an sog. Subsidien für einen Soldaten zu Fuß, damit dieser im Dienste Dänemarks gegen Schweden kämpfte. Bald darauf folgten Venedig, England und Holland, die ebenfalls hessische Truppen in Dienste nahmen. Im 7-jährigen Krieg hatte die Abwesenheit der eigenen Soldaten zur Folge, dass die Residenzstadt Kassel ohne größere Gegenwehr insgesamt viermal von der Armee Frankreichs besetzt werden konnte.*

*Die Vermietung hessischer Soldaten an die englische Krone und ihr Einsatz im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg war dann der Höhepunkt des landgräflichen Soldatenhandels: Der größere Teil der hessischen Armee kämpfte schließlich für den britischen König in Übersee, insgesamt 17.000 Mann, wofür der Landgraf etwa 21 Millionen Taler erhielt. Teilweise ließ sich Friedrich Schiller davon zu seinem Drama Kabale und Liebe inspirieren.*

## Die Erben des großen Friederich (1812)

«Ich schlag' sie tot! Ich schlag' sie alle tot!»

«Gackern, aber dann kein Ei legen», spottete ich.

«Wahrhaftig, ich tu's wirklich, ich schlag' sie alle tot!»

«Sicher, Buche», nickte der Nök-Hans, «tu das mal nur. Schön einen nach dem anderen, so wie sie kommen!»

Dem Buchen-Meyer ist beim Holzmachen einmal ein dickes Buchenscheit unglücklich auf den Fuß gefallen und hat ihm die Zehen entzweigeschlagen. Und weil es ohnehin so viele Meyers bei uns gab, da vor zig Jahren die acht Söhne vom alten Nepomuk Meyer allesamt ins Viertel geheiratet hatten, nannten wir ihn von jenem Tag an den Buchen-Meyer, um ihn vom Mittel-Meyer zu unterscheiden, der in der Mitte wohnte, vom Großmeyer, der lang war wie ein Baum, vom Doppel-Meyer oder Meyer-Meyer und von all den anderen hier in der Freyheit.

Ein Maulheld war Buche außerdem, so einer wie er in den Geschichten von diesem Lügenbaron vorkommt.

Aber in jenen Jahren waren wir alle Maulhelden, damals, nach dem Untergang des Reiches, welches ein richtiges Reich schon lange nicht mehr gewesen ist. Wir waren alle Barone, die sich in die eigene Tasche logen. *Unser Reich, das Reich der Deutschen, war es auch nie, obwohl es das im Namen trug: das Heilige Römische Reich deutscher Nation.* Es ist am Ende nur das Reich des Wiener Kaisers gewesen, mehr nicht, und es hatte zugrunde gehen müssen, weil den Österreichern und Preußen ihre eigenen Ränke wichtiger gewesen sind als das Wohlergehen des Reichs.

Und als der Wiener Kaiser vom neuen Kaiser aus Frankreich abgedankt worden war, weil es wie in einem

Wolfsrudel keine zwei Leitwölfe geben darf, da war es niemandes Reich mehr. Und die meisten waren wieder, was sie im Grunde schon zuvor immer gewesen sind: Sie waren herzogliche Mecklenburg-Schweriner oder herzogliche Nassauer oder herzogliche Anhalter. Manche waren nun sogar *großherzogliche* Hessen (was schon seltsam war) oder gar *königliche* Württemberger oder *königliche* Baiern (was beides ganz neu und eigentlich undenkbar war: *königliche* Baiern!). Und wir in Cassel hatten dem Ganzen die Krone aufgesetzt, wir waren etwas noch Seltsameres geworden. Auf einmal waren wir nämlich *königliche Westphalen* und lebten als brave ‚Bürgär‘ im ‚Departement der Fulda‘. Und das hatte es so überhaupt nie gegeben, und deshalb traf uns das so sehr.

Westphalen!

Und dann auch noch zusammen mit Braunschweigern, Hannoveranern und einigen Preußen!

Da schissen wir sogar auf das ‚königlich‘ und wären lieber wieder landgräflich gewesen oder zumindest kurfürstlich, auch wenn der Kurfürst und vormalige Landgraf längst das Weite gesucht hatte!

Alles waren wir also, nur Deutsche waren wir nicht, obwohl wir das im Grunde am liebsten gewesen wären, noch lieber als Hessen sogar.

Wir waren wirklich nur ein einzig Volk von Lügenbaronen, das den bemützten Kopf einzog und artigst grüßte, wenn ein Franzmann im blauen Waffenrock stolz an uns vorüberschritt: «Bohnschur, Mösjöh.»

Sicher hatte das auch der Buchen-Meyer geflissentlich gesagt, ehe sie ihm freundlich mitteilten, warum sie ihn besuchen kamen: «Gibe uns deine Schwein, Boche, sei ein brav Bürgär!»

Und der Bürger Meyer, der dumme Bosch, gab ihnen sein Schwein, sein letztes Schwein. Vermutlich sogar mit einem «Bläsir, Mösjöh.» Seine anderen Schweine hatten sie

schon längst, womit die Borstenviecher immerhin wieder alle beisammen waren - entweder noch in französischen Koben oder bereits in ihren Mägen.

Und nun saß er hier in unserer gewohnten Runde im *Elephanten* und regte sich gar mächtig auf. «Wenn die's nächste Mal kommen, ich ramm' ihnen meine Heugabel in die Wänste.»

«Die kommen nicht mehr, Buche», sagte ich, «du hast nämlich gar kein Schwein mehr.»

Ich wusste ziemlich genau, wovon ich da redete, denn *mein* letztes Schwein hatten die Franzmänner drei Tage zuvor geholt.

Wir hätten es aber genauso gehalten (ich *hatte* es genauso gehalten): Erst kuschen, dann schwadronieren, aber nur heimlich aus Angst vor der Tortur. Und sich der großen Waffentaten erinnern, die unsereins damals gegen die Franzmänner getan hatte. «Unterm Alten Fritz ...», begann auch gleich der Nök-Hans.

«... hätte es das nicht gegeben», beendeten wir seinen Satz im Chor. Wir kannten die Leier.

«Ich würd's mir zurückholen», sagte der Nök-Hans dann, und dazu konnten wir nur verächtlich schnauben. «Doch, das würde ich!»

Aber wer weiß, vielleicht hätte er sich das Schwein wahrhaftig zurückgeholt, denn der Hans war anders als wir. Der hatte Mumm in sich und Trotz und Freiheitsliebe. Weil er zudem jeden Morgen in der Fulle badete, sommers wie winters, wurde er der ‚Nök-Hans‘ gerufen, nach dem Wassermann, und manchmal ‚Fullerhans‘. Und wenn man es übel mit ihm meinte, dann auch schon mal ‚Voller Hans‘.

Er war schon immer ein Fortschrittlicher gewesen, seit nämlich seine Eltern von Amts wegen hingerichtet worden waren. Aus diesem Grund hatte unser Nök-Hans bereits vor zwanzig Jahren begrüßt, wie Madame Guillotine im Namen der Bürger ihr blutiges Werk jenseits des Rheins

verrichtete. Lange bevor Jérôme und seine Franzmänner ihr letztes Ansehen bei ihm eingebüßt hatten, weil sie immer mehr und noch mehr Abgaben aus uns pressten, um ihre vielen Kriege zu bezahlen, hatte er schon gegen unseren damaligen Landesherrn intrigiert.

So war das nämlich: Man leistete keinen Widerstand gegen die da oben, man intrigierte gegen sie  
.....

*Im Jahr 1806, nachdem Napoleon die Armeen Preußens bei Jena und Auerstedt besiegt hatte, wurde das Kurfürstentum Hessen - im Gegensatz zu Bayern und Württemberg auf der Seite der Verlierer stehend - von den Franzosen besetzt. Schon bald darauf wurde es dem frisch aus der Taufe gehobenen Königreich Westphalen zugeschlagen, einem künstlichen Gebilde aus zahlreichen Fürstentümern und Grafschaften, regiert von Jérôme Bonaparte, einem jüngeren Bruder des Kaisers.*

*Seine Residenz schlug Jérôme in Kassel auf, das zu dieser Zeit etwa 22.000 Einwohner hatte. Seine Königliche Hoheit der neugebackene Kurfürst Wilhelm (der Erste!) war unterdessen ins Exil nach Prag gegangen.*

*Mit den Franzosen war auch die allgemeine Wehrpflicht nach Hessen gekommen, die Zeit von Söldnertum und Anwerbung hatte damit ihr Ende gefunden. In Napoleons Grande Armée marschierten schließlich 28.000 westphälische - und darunter wiederum etliche hessische - Bauernsöhne nach Russland. Zurück kamen nur die wenigsten. Ein Beispiel: Aus dem kleinen Dorf Uttershausen in der Waberner Senke, welches um das Jahr 1800 etwas mehr als 300 Einwohner zählte, dienten nachweislich sieben junge Männer in französischen Regimentern und marschierten nach Moskau. Nicht einer von ihnen kehrte zurück.*